L'OSSERVATORE ROMANO

UNICUIQUE SUUM NON PRAEVALEBUNT

Redaktion: I-00120 Vatikanstadt
50. Jahrgang – Nummer 26/27 – 26. Juni 2020

Wochenausgabe in deutscher Sprache

Schwabenverlag AG
D-73745 Ostfildern

Einzelpreis
Vatikan € 2,20

Ansprache von Papst Franziskus beim Angelusgebet am Sonntag, 21. Juni

Unser Leben ist in den Händen Gottes, der uns behütet und liebt

Liebe Brüder und Schwestern, guten Tag!

Im Evangelium dieses Sonntags (vgl. *Mt* 10,26-33) erklingt die Aufforderung Jesu an seine Jünger, sich nicht zu fürchten, stark und zuversichtlich den Herausforderungen des Lebens zu begegnen, wobei er sie vor den Widrigkeiten warnt, die sie erwarten. Der heutige Abschnitt ist Teil der missionarischen Aussendungsrede, mit der der Meister die Apostel auf die erste Erfahrung der Verkündigung des Reiches Gottes vorbereitet. Jesus fordert sie nachdrücklich auf, sich »nicht zu fürchten«. Furcht ist einer der schlimmsten Feinde unseres christlichen Lebens. Jesus ermahnt sie: »Fürchtet euch nicht«, »fürchtet euch nicht«. Und Jesus beschreibt drei konkrete Situationen, mit denen sie sich auseinandersetzen werden müssen.

Vor allem die erste, die Feindseligkeit derer, die das Wort Gottes zum Schweigen bringen wollen, indem sie es versüßen, verwässern, oder diejenigen zum Schweigen bringen, die es verkünden. Für diesen Fall ermutigt Jesus die Apostel, die Heilsbotschaft zu verbreiten, die er ihnen anvertraut hat. Vorerst hat er sie vorsichtig, fast schon heimlich, an die kleine Gruppe der Jünger weitergegeben. Sie aber sollen »im Licht«, das heißt offen reden und sein Evangelium »auf den Dächern«, so sagt Jesus, also öffentlich verkünden.

Die zweite Schwierigkeit, auf die die Missionare Christi stoßen werden, ist die physische Drohung gegen sie, also die direkte Verfolgung ihrer Person, bis hin zu ihrer Ermordung. Diese Prophezeiung Jesu hat sich zu allen Zeiten erfüllt: Es ist eine schmerzliche Realität, aber sie bezeugt die Treue der Zeugen. Wie viele Christen werden auch heute noch in aller Welt verfolgt! Sie leiden mit Liebe für das Evangelium; sie sind die Märtyrer unserer Zeit. Und wir können mit Sicherheit sagen, dass es mehr sind als die Märtyrer der Anfangszeit: so viele Märtyrer, nur weil sie Christen sind. Diesen verfolgten Jüngern von gestern und heute rät Jesus: »Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht töten können« (V. 28). Lasst euch nicht erschrecken von denen, die versuchen, die Kraft der Evangelisierung mit Arroganz und Gewalt auszulöschen. Denn sie können nichts gegen die Seele, das heißt gegen die Gemeinschaft mit Gott tun: diese kann den Jüngern niemand nehmen, denn sie ist ein Geschenk Gottes. Die einzige Furcht, die der Jünger haben muss, ist jene, diese göttliche Gabe, die Nähe, die Freundschaft mit Gott zu verlieren, indem er auf ein Leben nach dem Evangelium verzichtet und so den moralischen Tod herbeiführt, der die Folge der Sünde ist.

Als dritte Art von Prüfung, der sich die Apostel zu stellen haben, führt Jesus das Gefühl an, das einige erleben könnten, dass nämlich Gott selbst sie verlassen habe, indem er auf Distanz bleibt und im Schweigen verharrt. Auch hier mahnt er uns, keine Angst zu haben. Denn auch wenn wir durch diese und andere Bedrängnisse gehen, ist das Leben der Jünger doch fest in den Händen Gottes, der uns liebt und uns behütet. Sie sind wie die drei Versuchungen. Das Evangelium zu versüßen, es zu verwässern, zweitens die Verfolgung und drittens das Gefühl, dass Gott uns allein gelassen habe. Auch Jesus erlitt diese Prüfung auf dem Ölberg und am Kreuz: »Vater, warum hast du mich verlassen?«, sagt Jesus. Manchmal spüren wir diese geistliche Trockenheit; wir dürfen davor keine Angst haben. Der Vater kümmert sich um uns, denn in seinen Augen haben wir großen Wert. Wichtig ist der Freimut, wichtig ist der Mut des Zeugnisses, des Glaubenszeugnisses: »Sich vor den Menschen zu Jesus bekennen« und vorangehen, indem man Gutes tut.

Die selige Jungfrau Maria, Vorbild des Vertrauens und der Hingabe an Gott in der Stunde der Not und Gefahr, helfe uns, niemals der Entmutigung nachzugeben, sondern uns immer Ihm und seiner Gnade anzuvertrauen, denn Gottes Gnade ist immer stärker als das Böse.

Nach dem Angelus sagte der Papst:

Liebe Brüder und Schwestern!

Gestern haben die Vereinten Nationen den Weltflüchtlingstag begangen. Die durch das Coronavirus verursachte Krise machte deutlich, dass auch Flüchtlinge den notwendigen Schutz erhalten müssen, um ihre Würde und Sicherheit zu gewährleisten. Ich lade euch ein, mit mir gemeinsam für ein erneuertes und wirksames Engagement aller für den wirksamen Schutz aller Menschen zu beten, insbesondere jener, die wegen Situationen ernster Gefahr für sie oder ihre Familien zur Flucht gezwungen wurden.

Ein weiterer Aspekt, über den die Pandemie uns zum Nachdenken gebracht hat, ist die Beziehung zwischen Mensch und Umwelt. Der Lockdown hat die Umweltverschmutzung verringert und die Schönheit vieler von Verkehr und Lärm freier Orte neu entdecken lassen. Jetzt, da die Aktivitäten wieder aufgenommen werden, sollten wir alle mehr Verantwortung übernehmen bei der Sorge für das gemeinsame Haus. Ich schätze die vielen Initiativen, die in allen Teilen der Welt »von unten« kommen und in diese Richtung gehen. Zum Beispiel gibt es heute in Rom eine Initiative, die dem Tiber gewidmet ist. Aber es gibt viele in anderen Teilen der Welt! Mögen sie eine Bürgerschaft fördern, die sich dieses wesentlichen Gemeinguts zunehmend bewusst wird.

Heute feiern wir in meiner Heimat und an anderen Orten den Tag, der dem Vater, den Papas gewidmet ist. Ich versichere alle Väter meiner Nähe und meines Gebetes. Wir alle wissen, dass es keine leichte Aufgabe ist, Vater zu sein! Deshalb beten wir für sie. Ich gedenke auch in besonderer Weise unserer Väter, die uns weiterhin vom Himmel aus behüten.

Und ich grüße euch alle, liebe römische Gläubige und Pilger, die aus verschiedenen Teilen Italiens gekommen sind – jetzt fängt man wieder an, Pilger zu sehen – und zunehmend auch aus anderen Ländern: Ich sehe die Fahnen… Ich grüße vor allem euch junge Leute: Heute gedenken wir des heiligen Aloisius von Gonzaga, eines jungen Mannes voller Gottes- und Nächstenliebe; er starb sehr jung, hier in Rom, weil er sich der Pestopfer annahm. Seiner Fürsprache empfehle ich die jungen Menschen auf der ganzen Welt.

Und ich wünsche allen einen schönen Sonntag. Bitte vergesst nicht, für mich zu beten. Gesegnete Mahlzeit und auf Wiedersehen!

»Der Vater kümmert sich um uns, denn in seinen Augen haben wir großen Wert«, so Papst Franziskus beim Angelusgebet. Im Evangelium war von den Spatzen die Rede, von denen keiner ohne den Willen des Vaters zur Erde fällt… »Fürchtet euch also nicht! Ihr seid mehr wert als viele Spatzen«, sagt Jesus im Matthäusevangelium (10,31).

»Streck dem Armen deine Hand entgegen«

Botschaft von Papst Franziskus zum 4. Welttag der Armen am 15. November

Seite 8-9

Drei neue Anrufungen für die Lauretanische Litanei

Vatikanstadt. Eines der bekanntesten Marienengebete ist von Papst Franziskus erweitert worden. Der Lauretanischen Litanei mit Anrufungen der Jungfrau Maria, welche traditionell das Rosenkranzgebet abschließt, wurden auf Wunsch des Papstes die Anrufungen »Mater Misericordiae« (Mutter der Barmherzigkeit), »Mater Spei« (Mutter der Hoffnung) und »Solacium migrantium« (Trost bzw. Hilfe der Migranten) hinzugefügt, wie die Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung am 20. Juni mitteilte. Die neuen Titel wurden bisher ausschließlich auf Latein veröffentlicht, eine offizielle Übersetzung in die jeweiligen Volkssprachen steht noch aus.

In einem von Kardinal Robert Sarah und Erzbischof Arthur Roche, Präfekt und Sekretär der Kongregation, unterzeichneten Begleitbrief heißt es, dass die Titel und Anrufungen, welche die christliche Frömmigkeit im Laufe der Jahrhunderte der Jungfrau Maria als dem »privilegierten und sicheren Weg zur Begegnung mit Christus« verliehen habe, »unzählig« seien. Auch in der gegenwärtigen Situation der Unsicherheit und Verwirrung wende sich das Volk Gottes mit Zuneigung und Vertrauen an die Gottesmutter und zähle auf ihre Fürsprache. Daher habe Papst Franziskus »geäußerten Wünschen folgend« die drei neuen Anrufungen in der mittelalterlichen Litanei hinzugefügt. Die frühesten Zeugnisse der Litanei gehen auf das 12. oder 13. Jahrhundert zurück. Im 16. Jahrhundert erhielt sie nach dem italienischen Marienheiligtum Loreto ihren heutigen Namen. 1587 wurde sie von Papst Sixtus V. approbiert. Über die Jahrhunderte kamen neue Anrufungen hinzu, zuletzt 1995 durch Papst Johannes Paul II., der den Titel »Mutter der Familie« ergänzte.

Die Erweiterungen seien eine »Reaktion auf den realen Moment des Lebens« und die heutigen Herausforderungen der Menschheit, unterstrich Erzbischof Roche, darunter das aktuelle Leid der Migranten. Anlässlich des Weltflüchtlingstags am 20. Juni mahnte der Papst erneut zur Solidarität mit ihnen: »In den Flüchtlingen und Vertriebenen ist Jesus gegenwärtig«, schrieb Franziskus auf Twitter. »Wir sind aufgerufen, in ihren Gesichtern das Antlitz Christi zu erkennen, der uns fragend anblickt. Und dann werden wir es sein, die ihm dafür danken, dass wir ihn lieben und ihm dienen durften«, so Franziskus.

In dieser Ausgabe

Generalaudienz als Videostream aus dem Apostolischen Palast am 17. Juni ... 2
Santa Maria in Cappella – Ein Ort des Gebets für die Seefahrer in Trastevere ... 5
Geschichten rund um den Petersdom – Archivsplitter aus dem Pontifikat von Papst Pius XII. ... 6
Predigt von Papst Franziskus am Hochfest des Leibes und Blutes Christi ... 7
Angelusgebet am 14. Juni ... 9
Botschaft von Papst Franziskus an die Päpstlichen Missionswerke ... 10-13
Predigten bei den Frühmessen in Santa Marta ... 14-17
Generalaudienz am 10. Juni ... 18
Ein ehemaliger Kammerdiener erinnert sich an Johannes Paul II. ... 18
Ansprache des Papstes bei der Audienz für eine Delegation aus der Lombardei ... 19
85 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen Kuba und dem Heligen Stuhl ... 20
Promulgierung von Dekreten ... 20

Generalaudienz als Videostream aus der Bibliothek des Apostolischen Palastes

Brücken zwischen Gott und seinem Volk

In seiner Katechese am 17. Juni sprach Franziskus über Mose, der für Gott kein »einfacher« Dialogpartner gewesen sei. Die über Fernsehen und Internet verbreitete Videoansprache aus der Privatbibliothek des Papstes ersetzt seit Ausbruch der Corona-Pandemie die wöchentliche Generalaudienz. Wann die Treffen mit Pilgern und Besuchern aus aller Welt wieder aufgenommen werden können, ist offen.

Liebe Brüder und Schwestern,
guten Tag!

Auf unserem Weg zum Thema des Gebets merken wir, dass Gott es nie gerne mit »unkomplizierten« Betern zu tun hatte. Und auch Mose wird kein »schwacher« Gesprächspartner sein, vom ersten Tag seiner Berufung an.

Als Gott ihn beruft, ist Mose menschlich betrachtet ein »Versager«. Das *Buch Exodus* stellt ihn uns als Flüchtling im Land Midian vor Augen. Als junger Mann hatte er Mitleid gehabt mit seinem Volk und hatte sich auch auf die Seite der Unterdrückten gestellt. Aber schnell entdeckt er, dass trotz der guten Vorsätze aus seinen Händen keine Gerechtigkeit, sondern allenfalls Gewalt hervorgeht. Hier zerbrechen die Träume von Ruhm und Herrlichkeit: Mose ist kein vielversprechender Funktionär mehr, der zu einer raschen Karriere bestimmt ist, sondern jemand, der seine Chancen verspielt hat und jetzt eine Herde weidet, die nicht einmal die seine ist. Und genau dort, in der Stille der Wüste von Midian, ruft Gott Mose in der Offenbarung des brennenden Dornbusches: »Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Da verhüllte Mose sein Gesicht; denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen« (*Ex* 3,6).

Ängste und Einwände

Dem Gott, der spricht, der ihn auffordert, wieder Sorge zu tragen für das Volk Israel, bringt Mose seine Ängste, seine Einwände entgegen: Er ist jener Sendung nicht würdig, er kennt den Namen Gottes nicht, die Israeliten werden ihm nicht glauben, er hat eine stammelnde Sprache… Und so hat er viele Einwände. Das Wort, das auf den Lippen des Mose am häufigsten zu vernehmen ist, in jedem Gebet, das er an Gott richtet, ist die Frage: »Warum?« Warum hast du mich gesandt? Warum willst du dieses Volk befreien? Im Pentateuch gibt es sogar einen dramatischen Abschnitt, wo Gott Mose seinen Mangel an Vertrauen vorhält – einen Mangel, der ihm den Eintritt in das Gelobte Land verwehren wird (vgl. *Num* 20,12).

Wie kann Mose mit diesen Ängsten, mit diesem oft wankelmütigen Herzen beten? Mose scheint sogar ein Mensch wie wir zu sein. Und auch das passiert uns: Wenn wir Zweifel haben, wie können wir dann beten? Es gelingt uns nicht zu beten. Und nicht nur wegen seiner Stärke, sondern gerade wegen dieser Schwäche beeindruckt Mose uns. Obgleich er von Gott beauftragt ist, seinem Volk das Gesetz weiterzugeben, als Religionsstifter, als Mittler der höchsten Geheimnisse, wird er dennoch nicht aufhören, enge Bande der Solidarität mit seinem Volk zu unterhalten, besonders in der Stunde der Versuchung und der Sünde. Stets mit dem Volk verbunden. Mose hat nie die Erinnerung an sein Volk verloren. Und das ist eine Größe der Hirten: das Volk nicht zu vergessen, die Wurzeln nicht zu vergessen. Es ist das, was Paulus zu seinem geliebten jungen Bischof Timotheus sagt: »Erinnere dich an deine Mutter und an deine Großmutter, an deine Wurzeln, an dein Volk.« Mose ist Gott so nah, dass er von Angesicht zu Angesicht mit ihm sprechen kann (vgl. *Ex* 33,11); und er wird den Menschen so nah bleiben, dass er Erbarmen für ihre Sünden, für ihre Versuchungen empfinden wird, für die plötzliche Sehnsucht nach der Vergangenheit, wenn sie nach ihrem Auszug an die Zeit zurückdenken, als sie in Ägypten waren.

Mose verleugnet Gott nicht, aber er verleugnet auch sein Volk nicht. Er steht konsequent zu seinem Volk, er steht konsequent zur Stimme Gottes. Mose ist also kein autoritärer und despotischer Anführer; ja, das *Buch Numeri* bezeichnet ihn sogar als »demütiger als alle Menschen auf der Erde« (vgl. 12,3). Trotz seiner privilegierten Position hört Mose nicht auf, zu jener Schar der Armen vor Gott zu gehören, die in ihrem Leben das Vertrauen auf Gott zu ihrer Wegzehrung machen. Er ist ein Mann des Volkes. So ist die Mose eigene Form zu beten die Fürsprache (vgl. *Katechismus der Katholischen Kirche*, 2574). Sein Glaube an Gott ist eins mit dem Gefühl der Vaterschaft, das er seinem Volk gegenüber hegt.

Die Schrift stellt ihn gewöhnlich mit zu Gott erhobenen Händen dar, gleichsam als würde er mit seiner Person eine Brücke zwischen Himmel und Erde bilden. Auch in den schwierigsten Augenblicken, sogar an dem Tag, an dem das Volk Gott und ihn selbst als Anführer verstößt, um sich ein goldenes Kalb zu machen, möchte Mose sein Volk nicht aufgeben. Es ist mein Volk. Es ist dein Volk. Es ist mein Volk. Und er verleugnet weder Gott noch das Volk. Und er sagt zu Gott: »Ach, dieses Volk hat eine große Sünde begangen. Götter aus Gold haben sie sich gemacht. Jetzt nimm ihre Sünde von ihnen! Wenn nicht, dann streich mich aus dem Buch, das du geschrieben hast« (*Ex* 32,31-32).

Beistand und Fürsprecher

Mose tauscht das Volk nicht ein. Er ist die Brücke, er ist der Fürsprecher. Beide, das Volk und Gott, und er dazwischen. Er verkauft sein Volk nicht, um Karriere zu machen. Er ist kein Emporkömmling, sondern ein Fürsprecher: für seine Leute, für sein Fleisch und Blut, für seine Geschichte, für sein Volk und für Gott, der ihn berufen hat. Er ist die Brücke. Was für ein schönes Vorbild für alle Hirten, die eine »Brücke« sein müssen. Daher nennt man sie »pontifex«, Brückenbauer. Die Hirten sind Brücken zwischen dem Volk, zu dem sie gehören, und Gott, zu dem sie aus Berufung gehören. So ist Mose: »Vergib, Herr, ihre Sünde, wenn nicht, dann streich mich aus dem Buch, das du geschrieben hast. Ich will keine Karriere machen mit meinem Volk.«

Und das ist das Gebet, das die wahren Gläubigen in ihrem geistlichen Leben pflegen. Auch wenn sie die Verfehlungen der Menschen und ihre Gottesferne erfahren, verurteilen diese Beter sie nicht, lehnen sie nicht ab. Die Haltung der Fürsprache ist den Heiligen zu eigen, die Jesus nachahmen und »Brücken« zwischen Gott und seinem Volk sind. In diesem Sinne war Mose der größte Prophet Jesu, unser Beistand und Fürsprecher (vgl. *Katechismus der Katholischen Kirche*, 2577). Und auch heute ist Jesus der »pontifex«, ist er die Brücke zwischen uns und dem Vater. Und Jesus hält Fürsprache für uns, er zeigt dem Vater die Wunden, die der Preis für unser Heil sind, und hält Fürsprache. Und Mose ist ein Bild Jesu, der heute für uns betet, für uns Fürsprache hält.

Mose spornt uns an, mit demselben Eifer wie Jesus zu beten, Fürsprache zu halten für die Welt, in Erinnerung zu rufen, dass sie trotz all ihrer Schwächen immer Gott gehört. Alle gehören Gott. Die schlimmsten Sünder, die bösartigsten Menschen, die korruptesten Anführer sind Kinder Gottes, und Jesus spürt das und hält Fürsprache für alle. Und die Welt lebt und gedeiht dank des Segens des Gerechten, des frommen Gebets, dieses frommen Gebets, das der Heilige, der Gerechte, der Fürsprecher, der Priester, der Bischof, der Papst, der Laie, jeder Getaufte unablässig für die Menschen erhebt, an jedem Ort und zu jeder Zeit der Geschichte. Denken wir an Mose, den Fürsprecher. Und wenn uns das Verlangen überkommt, jemanden zu verurteilen, und wir innerlich zornig werden – zornig werden tut gut, aber verurteilen tut nicht gut –, dann halten wir Fürsprache für ihn: Das wird uns sehr helfen.

(Orig. ital. in O.R. 18.6.2020)

Appell zum Schutz der Gewissensfreiheit

Vatikanstadt. *Papst Franziskus will die Gewissensfreiheit »immer und überall« respektiert wissen. Nach der Katechese und Grüßen in verschiedenen Sprachen verlas der Papst bei der Generalaudienz folgenden Appell:*

»Heute begehen wir den ›Tag der Gewissensfreiheit‹, inspiriert vom Zeugnis des portugiesischen Diplomaten Aristides de Sousa Mendes, der vor nunmehr 80 Jahren beschloss, der Stimme des Gewissens zu folgen, und das Leben Tausender Juden und anderer Verfolgter rettete. Möge die Gewissensfreiheit immer und überall geachtet werden; und möge jeder Christ ein konsequentes Vorbild für ein aufrichtiges und vom Wort Gottes erleuchtetes Gewissen sein.«

Der »Tag der Gewissensfreiheit« wird in diesem Jahr erstmals begangen. Im Juni 2019 hatte das Parlament in Lissabon das Verhalten des 1940 unehrenhaft entlassenen Diplomaten de Sousa Mendes als vorbildlich anerkannt. Als portugiesischer Generalkonsul in Bordeaux hatte er im Zweiten Weltkrieg Tausenden – unbelegte Schätzungen gehen von bis zu 10.000 Flüchtlingen aus – Visa ausgestellt, damit sie aus dem von den Nationalsozialisten besetzten Frankreich durch das ebenfalls faschistische Spanien nach Portugal ausreisen konnten. Das Regime von António de Oliveira Salazar in Lissabon hatte 1939 verboten, solche Visa auszustellen. De Sousa Mendes wurde daher im Juni 1940 unehrenhaft aus dem Dienst entlassen. Er wird als einer der »Gerechten unter den Völkern« geehrt und zuweilen auch als der »portugiesische Schindler« bezeichnet.

Abendgebet zum Weltflüchtlingstag

Rom. Mit einem Abendgebet hat die katholische Gemeinschaft Sant'Egidio am Donnerstagabend, 18. Juni, in Rom der gut 40.000 Menschen gedacht, die seit 1990 auf dem Weg nach Europa ums Leben gekommen sind. Der Generalsekretär der Italienischen Bischofskonferenz, Bischof Stefano Russo, würdigte in seiner Predigt das Engagement christlicher und anderer Organisationen, die sich für Flüchtlinge und Migranten einsetzen. Ihre Mitarbeiter lebten jene Nähe zu Menschen in Not, die der christliche Glaube fordere.

Das Abendgebet unter dem Motto »Vor Hoffnung sterben« fand anlässlich des Weltflüchtlingstages am 20. Juni statt. Dabei waren auch Migranten und Flüchtlinge aus mehreren Ländern anwesend. »Einige von Ihnen haben traurigerweise Freunde oder Angehörige verloren«, so Russo. Zudem erinnerte er an jene Menschen, »die in der Zeit der Pandemie in überfüllten Lagern leben müssen« – in Libyen, auf Lesbos, im Libanon oder in Mexiko. Zudem lobte Russo die jüngste Entscheidung der italienischen Regierung, bisher unregistrierten Ausländern einen rechtlich sicheren Status gewähren zu wollen. Ihre Arbeit und Anwesenheit seien für Italien und für sie selbst wertvoll.

Seligsprechung von Carlo Acutis am 10. Oktober

Vatikanstadt. Die Seligsprechung des als »Cyber-Apostel« bezeichneten italienischen Teenagers Carlo Acutis (1991-2006) soll am 10. Oktober in Assisi stattfinden. Das bestätigte der Präfekt der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse, Kardinal Angelo Becciu, laut der Internetseite »Vatican News«.

Eigentlich sei ein früheres Datum vorgesehen gewesen, aber die Auswirkungen der Corona-Pandemie hätten dies nicht zugelassen. In Abstimmung mit dem Bischof von Assisi, wo Acutis beigesetzt ist, habe man sich nun auf den Termin im Herbst geeinigt. Die Zeremonie werde in der Basilika San Francesco stattfinden.

Carlo Acutis interessierte sich schon in jungen Jahren für Computer und erstellte Internetseiten zu religiösen Themen, etwa zu eucharistischen Wundern weltweit. Als er erfuhr, dass er unheilbar an Leukämie erkrankt war, widmete er sich ganz dem Papst und der Kirche. Acutis starb am 12. Oktober 2006 im Alter von 15 Jahren und wurde seinem Wunsch entsprechend in Assisi bestattet. Beim Weltjugendtag 2013 in Rio de Janeiro wurde er bei der Vorstellung seiner Lebensgeschichte als möglicher »Patron des Internet« bezeichnet.

2018 erkannte ihm Papst Franziskus aufgrund seines Lebenswandels den heroischen Tugendgrad zu. Im Februar 2020 folgte die päpstliche Anerkennung eines auf Fürsprache von Acutis bewirkten Wunders. Demnach wurde ein brasilianisches Kind auf medizinisch unerklärliche Weise geheilt.

»Wir hoffen, dass am 10. Oktober viele Menschen zur Seligsprechung kommen können«, sagte Kardinal Becciu. Das Ereignis werde zudem per Livestream im Internet übertragen. Domenico Sorrentino, Bischof von Assisi, reagierte erfreut auf die Bekanntgabe des Termins. Die Nachricht sei »ein Silberstreif am Horizont« inmitten einer Krise, die von Einsamkeit und Distanz geprägt sei.

Benedikt XVI. beendet Besuch bei krankem Bruder in Regensburg

Eine Reise voll tiefer Menschlichkeit

München/Vatikanstadt. Nach seinem fünftägigen Besuch in Regensburg ist der emeritierte Papst Benedikt XVI. in den Vatikan zurückgekehrt. Am Montagmittag, 22. Juni, flog er mit einer Maschine der italienischen Luftwaffe vom Münchner Flughafen nach Rom zurück. Der bayerische Ministerpräsident Markus Söder verabschiedete den hohen Gast persönlich am Rollfeld und gab ihm einen Geschenkkorb mit bayerischen Spezialitäten mit. Benedikt XVI. habe seiner Freude über den Besuch Ausdruck verliehen und Bayern Gottes Segen gewünscht, teilte die Staatskanzlei mit.

Der Besuch in Deutschland war die erste, überraschende Reise von Benedikt XVI. nach seinem Rücktritt vor sieben Jahren. Nachrichten über den verschlechterten Gesundheitszustand seines drei Jahre älteren Bruders, Apostolischer Protonotar Georg Ratzinger, hielten den emeritierten Papst nicht länger an seinem Ruhesitz im Kloster Mater Ecclesiae.

Im Mittelpunkt von Benedikts Aufenthalt standen die Besuche am Krankenbett des Bruders. Mit ihm wollte er noch einmal so viel Zeit wie möglich verbringen. Morgens und am späteren Nachmittag fuhren ihn die Malteser in einem Kleinbus durch die Altstadt zum Haus Georg Ratzingers, jeweils für einige Stunden. Die Brüder feierten so täglich die heilige Messe, beteten, sprachen das eine oder andere miteinander. Aber das Reden war gar nicht mehr so wichtig, wie aus ihrem Umfeld verlautete. Was zähle, sei einfach das Zusammensein.

Die Regensburger bedachten den von einigen Sicherheitskräften der vatikanischen Gendarmerie und bayerischen Polizisten streng abgeschirmten Gast mit allerlei Aufmerksamkeiten. Sie gaben Grußkarten und Blumen für ihn und seinen kranken Bruder ab. Im Regensburger Priesterseminar wurde dasselbe Zimmer hergerichtet, in dem er bereits 2006 untergebracht war. Die Küche servierte Hausmannskost ganz nach dem Geschmack des Altbayern: Brez'n, Apfelstrudel und ein Kracherl (Limonade).

Der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Nikola Eterovic, würdigte die Gesten des Respekts und der Freundschaft. Der Nuntius nutzte die Gelegenheit, Benedikt XVI. noch einmal zu treffen, für den er in dessen Pontifikat die Bischofssynoden im Vatikan organisiert hatte.

Neben den Besuchen bei seinem Bruder suchte Joseph Ratzinger auch andere Orte auf, die ihm nach wie vor viel bedeuten: Im Familiengrab auf dem Ziegetsdorfer Friedhof liegen seine Eltern

Benedikt XVI. mit seinem Bruder Georg Ratzinger auf einem Archivbild aus dem Jahr 2008.

und seine ältere Schwester Maria, die ihm 34 Jahre lang den Haushalt führte. In Begleitung seines Privatsekretärs Erzbischof Georg Gänswein und des Regensburger Bischofs Rudolf Voderholzer gedachte Benedikt XVI. ihrer im Gebet.

Dann ging es in den Vorort Pentling, wo sich der 1969 auf den Dogmatik-Lehrstuhl der Regensburger Universität berufene Theologieprofessor ein Haus hatte bauen lassen. In dem »Häusle«, das inzwischen vom »Institut Papst Benedikt XVI.« verwaltet wird, das auch sein theologisches Erbe aufbereitet, betrachtete der Emeritus alte Familienfotos in einer Mischung aus Nachdenklichkeit und Freude, wie Begleiter anschließend berichteten, und warf noch einmal einen Blick in sein Arbeitszimmer, in dem er bedeutende Bücher geschrieben hatte. Auch die Nachbarn, Rupert und Therese Hofbauer, schauten auf einen Sprung vorbei – das Hausmeisterpaar zählt längst zu seinen Freunden.

Tags darauf würdigte der Regensburger Bischof Rudolf Voderholzer Benedikt XVI. bei der Eröffnung der Wolfgangswoche im Regensburger Dom Sankt Peter als »Jahrhunderttheologen« und »größten Prediger auf dem Stuhl Petri« seit den beiden großen Päpsten Leo und Gregor. Und doch, so fügte der Bischof vor mehreren Ehejubilaren hinzu, sei auch Joseph Ratzinger das Evangelium zuerst von den Eltern verkündigt worden. Bei den Ratzingers habe der Vater jeden Samstagabend »mit einer gewissen Feierlichkeit«, wie sich sein Sohn Joseph später erinnerte, das Hausbuch aus dem Regal genommen und die biblischen Lesungen des Sonntags mit einer kurzen Auslegung vorgetragen. Darin komme zum Ausdruck, was Hauskirche bedeute, so der Bischof.

In seiner Bilanz zum Abschluss des fünftägigen Aufenthalts des emeritierten Papstes Benedikt XVI. in Regensburg sprach Voderholzer von einem »hochemotionalen Besuch«, der durch die kurzfristige Planung ziemlich herausfordernd gewesen sei. Zugleich äußerte er sich erleichtert, dass der Herzenswunsch der beiden Ratzinger-Brüder, sich noch einmal zu begegnen, habe erfüllt werden können. Es sei eine »Reise der Menschlichkeit« gewesen.

In den vergangenen fünf Tagen »haben wir diesen großen Mann des Geistes in seiner Gebrechlichkeit, in seiner Altersschwäche und seiner Endlichkeit erlebt«, sagte Voderholzer, der Benedikt XVI. auf vielen Wegen begleitete. Der emeritierte Papst spreche »mit leiser, fast flüsternder Stimme«, die Artikulation bereite ihm Mühe. Seine Gedanken seien völlig klar, Gedächtnis und Kombinationsgabe phänomenal, betonte Bischof Voderholzer: »Man möchte jedem eine solche Zuneigung, eine solche Beziehung unter Brüdern wünschen. Es ist eine sehr emotionale, aber nicht sentimentale Beziehung, die wir hier erleben durften.«

König David: Immer mit Gott im Gespräch

Vatikanstadt. *In der Generalaudienz am Mittwoch, 24. Juni, setzte Papst Franziskus die Katechesenreihe über das Gebet fort. Ein Mitarbeiter der deutschsprachigen Abteilung des Staatssekretariats trug folgende Zusammenfassung vor:*

Liebe Brüder und Schwestern, heute wollen wir die Gestalt des Königs David und sein Beten näher betrachten. Schon als junger Mann wird er von Gott auserwählt, um eine einzigartige Sendung zu erfüllen, die in der Geschichte des Gottesvolkes und in unserem Glauben eine zentrale Rolle einnimmt, denn aus der Nachkommenschaft Davids geht der Messias hervor. Daher wird Jesus in den Evangelien auch mehrfach »Sohn Davids« genannt. Bereits als junger Hirte lobt David Gott mit dem Spiel seiner Leier. Auch dann als König lebt er im Bewusstsein, Hirte seines Volkes zu sein, der für es sorgt und es vor Gefahren schützt. Er ist der König »nach dem Herzen Gottes«, der für sein Volk in dessen Namen betet (vgl. *KKK* 2579). Obgleich David sich nicht immer des hohen Amtes würdig erweist und sich in schwere Schuld verstrickt, durchzieht sein Leben ein roter Faden: Immer bleibt er mit Gott im Gespräch und übergibt ihm darin Freude und Schuld, Liebe und Leiden, Freundschaft und Krankheit. So ist David auch der Schöpfer der Psalmen, in denen zum Ausdruck kommt, dass er als Heiliger und Sünder die Verbindung mit Gott aufrecht hält, der ihn stets begleitet und auf den rechten Weg zurückführt.

Der Papst grüßte die deutschsprachigen Pilger auf Italienisch. Anschließend wurde folgende deutsche Übersetzung der Grüße vorgelesen:

Herzlich grüße ich die Gläubigen deutscher Sprache. Vertrauen wir uns ganz, auch mit unseren Sünden und Schwächen, Christus, dem Guten Hirten an. Mit seinem gütigen und demütigen Herzen bietet er uns in unserem Leben immer Vergebung und Trost an, um uns zur Freude und Herrlichkeit des Vaters zu führen.

Kurz notiert

Vatikanstadt. Der Papst hat Schiffsbediensteten und Fischern in aller Welt für ihre schwierige Arbeit in der Corona-Krise gedankt. »Euer Einsatz ist noch wichtiger geworden«, sagte Franziskus in einer Videobotschaft. Schließlich gehe es darum, die Menschen mit Lebensmitteln und anderen wichtigen Gütern zu versorgen. Er wisse um die entbehrungsreiche Zeit, die viele Seeleute in den vergangenen Monaten erlebt hätten. »Lange Phasen an Bord ohne die Möglichkeit, an Land zu gehen, das Getrenntsein von Familie, Freunden, der Heimat, die Angst vor einer Infektion«, all das sei eine »schwere Last«, so der Papst in seiner Botschaft.

******

Vatikanstadt. Zwei vatikanische Finanzbehörden wollen künftig enger gegen Korruption und mögliche Geldwäsche zusammenarbeiten. Wie der Vatikan mitteilte, unterzeichneten der Präsident der Finanzaufsicht (AIF), Carmelo Barbagallo, und der kommissarische Rechnungsprüfer, Alessandro Cassinis Righini, eine entsprechende Absichtserklärung.

Rassendiskriminierung ist inakzeptabel

Genf/Vatikanstadt. Der Vatikan hat erneut darauf hingewiesen, dass Rassendiskriminierung in allen ihren Formen absolut untragbar sei. In einer Rede bei einer Dringlichkeitsdebatte des UN-Menschenrechtsrates, forderte der Ständige Beobachter des Heiligen Stuhls bei den Vereinten Nationen in Genf, Erzbischof Ivan Jurkovič, alle Staaten dazu auf, »die grundlegenden Menschenrechte jedes Menschen anzuerkennen und zu verteidigen«. Bei der Sitzung ging es um »aktuelle rassistisch motivierte Menschenrechtsverletzungen, systemischen Rassismus, Polizeibrutalität und Gewalt gegen friedliche Proteste«, teilten die Vereinten Nationen mit. »Alle Mitglieder der Menschheitsfamilie sind nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen und somit in ihrer inneren Würde gleich, unabhängig von Zugehörigkeit, Nation, Geschlecht, Herkunft, Kultur oder Religion, zu der sie gehören«, sagte Vatikanvertreter Jurkovič in seinem Statement.

Es sei an der Zeit, mit den Vorurteilen und dem gegenseitigen Misstrauen Schluss zu machen, die Diskriminierung, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit zugrunde liegen. »Niemand darf sich isoliert fühlen, und niemand ist befugt, die Würde und Rechte anderer mit Füßen zu treten. Die unantastbare Würde anderer mit Füßen zu treten, bedeutet in Wirklichkeit, die eigene Würde mit Füßen zu treten«, mahnte der Vatikandiplomat.

Vereidigung dieses Jahr ohne Publikum

Vatikanstadt. Die diesjährige Vereidigung von 38 Schweizergardisten am 4. Oktober im Vatikan wird ohne Gäste stattfinden. Wegen der Corona-Pandemie können weder Familienangehörige noch geladene Gäste und Delegationen teilnehmen. Die Zeremonie werde aber live übertragen, teilte die Garde mit. Vorgesehen sind um 7.30 Uhr eine Messe im Petersdom sowie um 17.00 Uhr die Vereidigungszeremonie im Damasushof des Apostolischen Palastes.

Mitte März hatte die Schweizergarde darüber informiert, dass die traditionelle Vereidigung am 6. Mai, dem Jahrestag der Plünderung Roms 1527, auf den 4. Oktober verschoben werde. Dies sollte nach dem erhofften Ende der Pandemie die Teilnahme von Angehörigen und anderen Gästen ermöglichen. Nun aber werde die Vereidigung aufgrund der Pandemie »in Absprache mit vorgesetzter Stelle ohne Publikum, unter Einhaltung der Schutzbestimmungen, durchgeführt«, so die Garde in ihrer jüngsten Mitteilung.

»Unsere Zukunft – nicht ohne die alten Menschen«

Rom. Der Ende Mai veröffentlichte internationale Appell »Unsere Zukunft – nicht ohne die alten Menschen« hat nach Angaben der Gemeinschaft Sant'Egidio innerhalb eines Monats gut 30.000 Unterschriften erhalten. Die Unterzeichner warnen angesichts der Covid-Pandemie vor einer Zwei-Klassen-Gesundheitspolitik in Europa. In vielen Ländern tauche »ein gefährliches Modell auf, das sich für ein selektives Gesundheitswesen ausspricht, in dem das Leben von alten Menschen als zweitrangig betrachtet wird«, heißt es in dem Aufruf. Die größere Verletzlichkeit alter Menschen solle »eine Form der Auswahl zugunsten der Jüngeren und Gesünderen rechtfertigen«. Zudem habe die Pandemie international gezeigt, dass alte Menschen vor allem in Einrichtungen der stationären Altenpflege starben.

Zu den Erstunterzeichnern gehören Andrea Riccardi, Gründer von Sant'Egidio, der ehemalige italienische Ministerpräsident und EU-Kommissionspräsident Romano Prodi, der Philosoph Jürgen Habermas, der frühere Präsident des EU-Parlaments, Hans-Gert Pöttering, der Erzbischof von Bologna, Kardinal Matteo Zuppi, sowie die frühere deutsche Bildungsministerin und Botschafterin beim Heiligen Stuhl, Annette Schavan. Auch zahlreiche prominente Kirchenvertreter und Politiker aus dem deutschsprachigen Raum haben den Appell unterzeichnet.

Liebe Leserinnen und Leser,

weiterhin wird die Arbeit der Redaktion durch die Corona-Pandemie erschwert. Bitte haben Sie Verständnis, wenn es zu Verzögerungen bei den Erscheinungsterminen, zu reduzierten Ausgaben oder außerplanmäßigen Doppelnummern kommen kann. Redaktion und Verlag bedanken sich für Ihr Verständnis.

VATIKANISCHES BULLETIN

Privataudienzen

Der Papst empfing:

12. Juni:

– den Präfekten der Kongregation für die Evangelisierung der Völker, Kardinal **Luis Antonio G. Tagle**;

– den Botschafter der Europäischen Union, **Jan Tombinski**, zu seinem Abschiedsbesuch;

– die Präsidentin des Italienischen Verfassungsgerichts, Prof. **Marta Cartabia**;

– Mitglieder des Nationalpräsidiums der Kirchlichen Bewegung für Kulturelles Engagement (MEIC);

– den Geistlichen Botschaftsrat der Botschaft der Republik Italien beim Heiligen Stuhl, Don **Pasquale Spinoso**;

13. Juni:

– den Präfekten der Kongregation für die Bischöfe, Kardinal **Marc Ouellet**;

– den leitenden Staatsanwalt der nationalen Antimafia- und Antiterrorismus-Behörde, Dr. **Federico Cafiero de Raho**;

– den Direktor des »Osservatore Romano«, Prof. **Andrea Monda**;

15. Juni:

– den Präfekten der Kongregation für die Orientalischen Kirchen, Kardinal **Leonardo Sandri**;

18. Juni:

– den Erzbischof von Agrigent (Italien), Kardinal **Francesco Montenegro**, mit dem Erzbischof-Koadjutor, **Alessandro Damiano**, und dem Erzbischof von Catanzaro-Squillace, **Vincenzo Bertolone**;

– den Botschafter von Belgien, Graf **John Cornet d'Elzius**, zu seinem Abschiedsbesuch;

19. Juni:

– den Präfekten der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse, Kardinal **Angelo Becciu**;

20. Juni:

– den Präfekten der Kongregation für die Bischöfe, Kardinal **Marc Ouellet**;

– den Botschafter von Nigeria, **Godwin George Umo**, zu seinem Abschiedsbesuch;

– den Botschafter von Indien, **George Sibi**, zu seinem Abschiedsbesuch;

22. Juni:

– den Generalvikar Seiner Heiligkeit für die Diözese Rom, Kardinal **Angelo De Donatis**;

– den Erzpriester der Päpstlichen Basilika Santa Maria Maggiore, Kardinal **Stanislaw Rylko**;

– den Präsidenten der Päpstlichen Akademie für das Leben, **Vincenzo Paglia**.

Bischofskollegium

Ernennungen

Der Papst ernannte:

10. Juni:

– zum Metropolitan-Erzbischof von Saint Louis (Vereinigte Staaten von Amerika): **Mitchell Thomas Rozanski**, bisher Bischof von Springfield in Massachusetts;

– zum Bischof der Diözese Sete Lagoas (Brasilien): **Francisco Cota de Oliveira**, bisher Weihbischof in der Erzdiözese Curitiba und Titularbischof von Fiorentino;

– zum Weihbischof in der Erzdiözese Baltimore (Vereinigte Staaten von Amerika): P. **Bruce Lewandowski CSsR**, Mitglied der Provinz Baltimore der Kongregation des Heiligsten Erlösers (Redemptoristen), bisher Delegat »ad interim« für die Hispanics in der Erzdiözese Baltimore und Pfarrer der »Sacred Heart of Jesus / Sagrado Corazon de Jesus Parish« in Highlandtown (Maryland), mit Zuweisung des Titularsitzes Croe;

15. Juni:

– zum Bischof der Diözese Huelva (Spanien): **Santiago Gómez Sierra**, bisher Weihbischof in der Erzdiözese Sevilla und Titularbischof von Vergi;

– zum Bischof von Salto (Uruguay): **Arturo Eduardo Fajardo Bustamante**, bisher Bischof von San José de Mayo;

– zum Bischof der Diözese Caxito (Angola): P. **Maurício Agostinho Camuto CSsP**, bisher Direktor des Nationalen Katholischen Radiosenders »Radio Ecclesia«;

17. Juni:

– zum Bischof der Diözese Uruaçu (Brasilien): **Giovani Carlos Caldas Barroca**, vom Klerus der Erzdiözese Brasília, bisher Pfarrer der Pfarrei »São Miguel Arcanjo« in Recanto das Emas-DF;

– zum Bischof von Gozo (Malta): **Anthony Teuma**, vom Klerus der Diözese, bisher Bischöflicher Delegat für die Familie und Verantwortlicher des »John Paul II Family Institute« in Gozo;

18. Juni:

– zum Bischof von Civitavecchia-Tarquinia (Italien): **Gianrico Ruzza**, bisher Weihbischof in der Diözese Rom und Titularbischof von Subaugusta;

– zum Weihbischof in der Diözese San Cristóbal de Venezuela (Venezuela): **Juan Alberto Ayala Ramírez**, vom Klerus der Diözese, bisher Bischofsvikar für den Bezirk »Espíritu Santo« und Pfarrer der Pfarrei »Nuestra Señora de los Ángeles« in La Grita, mit Zuweisung des Titularsitzes Rusubisir;

19. Juni:

– zum Erzbischof von Rabaul (Papua-Neuguinea): **Rochus Josef Tatamai**, bisher Bischof von Kavieng;

– zum Bischof von Duluth (Vereinigte Staaten von Amerika): **Michel Mulloy**, vom Klerus der Diözese Rapid City, bisher Diözesanadministrator;

– zum Bischof der Diözese Mandeville (Jamaika): **John Derek Persaud**, vom Klerus der Diözese Georgetown (Guyana), bisher Generalvikar, Vikar für den Klerus und Administrator der Kathedrale;

20. Juni:

– zum Bischof von Copiapó (Chile): P. **Ricardo Basilio Morales Galindo OdeM**, bisher Apostolischer Administrator »sede vacante et ad nutum Sanctae Sedis« der Erzdiözese Puerto Montt;

– zum Weihbischof in der Erzdiözese Santo Domingo (Dominikanische Republik): **José Amable Durán Tineo**, vom Klerus der Erzdiözese Santiago de los Caballeros, bisher Rektor des nationalen Priesterseminars »Santo Tomás de Aquino« in Santo Domingo, mit Zuweisung des Titularsitzes Tacia Montana;

23. Juni:

– zum Metropolitan-Erzbischof der Erzdiözese Cagayan de Oro (Philippinen): **Jose A. Cabantan**, bisher Bischof von Malaybalay.

Heiliger Stuhl

12. Juni:

Papst Franziskus hat Dr. **Raffaella Vincenti**, Sekretärin der Bibliothek, zur Büroleiterin in der Vatikanischen Apostolischen Bibliothek ernannt.

14. Juni:

Papst Franziskus hat **Lubomír Welnitz**, aus der Priestervereinigung »Werk Jesu des Hohenpriesters« und Beamter der Apostolischen Pönitentiarie, zum Päpstlichen Zeremoniar ernannt.

Rücktritte

Der Papst nahm die Rücktrittsgesuche an:

10. Juni:

– von Erzbischof **Robert James Carlson** von der Leitung der Metropolitan-Erzdiözese Saint Louis (Vereinigte Staaten von Amerika);

– von Bischof **Aloísio Jorge Pena Vitral** von der Leitung der Diözese Sete Lagoas (Brasilien);

15. Juni:

– von Bischof **José Vilaplana Blasco** von der Leitung der Diözese Huelva (Spanien);

18. Juni:

– von Bischof **Luigi Marrucci** von der Leitung der Diözese Civitavecchia-Tarquinia (Italien);

19. Juni:

– von Erzbischof **Francesco Panfilo** von der Leitung der Erzdiözese Rabaul (Papua-Neuguinea);

23. Juni:

– von Erzbischof **Antonio J. Ledesma** von der Leitung der Metropolitan-Erzdiözese Cagayan de Oro (Philippinen);

– von Bischof **Luis Armando Tineo Rivera** von der Leitung der Diözese Carora (Venezuela).

Todesfälle

Am *9. Juni* ist der ehemalige Weihbischof in der Diözese Derry in Irland, **Francis Lagan**, Titularbischof von Sidnacestre, im Alter von 85 Jahren gestorben.

Ebenfalls am *9. Juni* ist der emeritierte Erzbischof von Antélias der Maroniten im Libanon, **Youssef Béchara**, im Alter von 85 Jahren gestorben.

Am *11. Juni* ist der emeritierte Bischof von Christchurch in Neuseeland, **Basil Meeking**, im Alter von 90 Jahren gestorben.

Am *12. Juni* ist der emeritierte Bischof von Cesena-Sarsina in Italien, **Lino Garavaglia**, aus dem Kapuzinerorden, im Alter von 92 Jahren gestorben.

Am *13. Juni* ist der syrische Erzbischof von Homs in Syrien, **Philippe Barakat**, im Alter von 67 Jahren gestorben.

Am *15. Juni* ist der emeritierte Bischof von Speyer in der Bundesrepublik Deutschland, **Anton Schlembach**, im Alter von 88 Jahren gestorben.

Am *16. Juni* ist der Bischof von Penedo in Brasilien, **Valério Breda**, aus dem Orden der Salesianer, im Alter von 75 Jahren gestorben.

Am *21. Juni* ist der emeritierte Erzbischof von La Serena in Chile, **Bernardino Piñera Carvallo**, im Alter von 104 Jahren gestorben. Er war der älteste Bischof der Welt.

Der Apostolische Stuhl

Römische Kurie

Der Papst ernannte:

12. Juni:

– zum Mitglied des Verwaltungsrats der Vatikanischen Finanzinformationsbehörde (AIF): Prof. **Antonella Sciarrone Alibrandi**, Vizerektorin der Katholischen Universität vom Heiligsten Herzen (Italien);

15. Juni:

– zum Sekretär der Verwaltung der Güter des Apostolischen Stuhls (APSA): Dott. **Fabio Gasperini**;

19. Juni:

– zu Mitgliedern des Päpstlichen Rats für die Gesetzestexte: Kardinal **Luis Antonio G. Tagle**, Präfekt der Kongregation für die Evangelisierung der Völker; Kardinal **Luis Francisco Ladaria Ferrer**, Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre; Kardinal **Dominique Mamberti**, Präfekt des Obersten Gerichtshofs der Apostolischen Signatur; Kardinal **Joseph Kevin Farrell**, Präfekt des Dikasteriums für die Laien, die Familie und das Leben.

Apostolische Nuntiaturen

Der Papst ernannte:

13. Juni:

– zum Apostolischen Nuntius in Sri Lanka: **Brian Udaigwe**, Titularerzbischof von Suelli, bisher Apostolischer Nuntius in Benin und in Togo.

Aus dem Vatikan in Kürze

Zum dritten Mal hat Papst Franziskus einen Bischof in Brasilien angerufen, um sich über die Corona-Pandemie im Land zu informieren. Diesmal telefonierte Franziskus mit dem Erzbischof des Wallfahrtsorts Aparecida, Orlando Brandes. Der Papst habe »seine Solidarität mit dem brasilianischen Volk« zum Ausdruck gebracht, berichtete der Erzbischof im Anschluss. Franziskus habe ihm gesagt, dass er für die Brasilianer bete und die Nachrichten aus dem Land genau verfolge. Während der Pandemie hatte der Papst schon mit dem Erzbischof von Manaus am Amazonas sowie mit dem Erzbischof von São Paulo telefoniert. Brasilien weist in der Coronavirus-Pandemie nach den Vereinigten Staaten weltweit die meisten Infektionen und Todesfälle auf.

****

Eintrittskarten für die Vatikanischen Museen sind vorerst nur bis Ende Juli online buchbar. Wie eine Sprecherin der Museen sagte, würden Kontingente für August und September erst dann freigeschaltet, wenn die weitere Corona-Infektionsrate sich klarer abzeichne. Dann werde man auch entscheiden, ob Besucherzahlen und Einlass-Frequenz erhöht werden können. Die Vatikanischen Museen hatten nach fast dreimonatiger Schließung erstmals wieder am 1. Juni geöffnet.

L'OSSERVATORE ROMANO
Wochenausgabe in deutscher Sprache
50. Jahrgang
Herausgeber: Apostolischer Stuhl
Verantwortlicher Direktor: Andrea Monda
Vizedirektor: Giuseppe Fiorentino

Redaktion
I-00120 Vatikanstadt;
Tel.: 00 39/06 69 89 94 30;
Internet: http://www.vatican.va;
E-Mail: redazione.tedesca.or@spc.va
Bilder: Foto-Service und Archiv O.R.
Tel.: 00 39/06 69 88 47 97; E-Mail: ordini.photo@spc.va

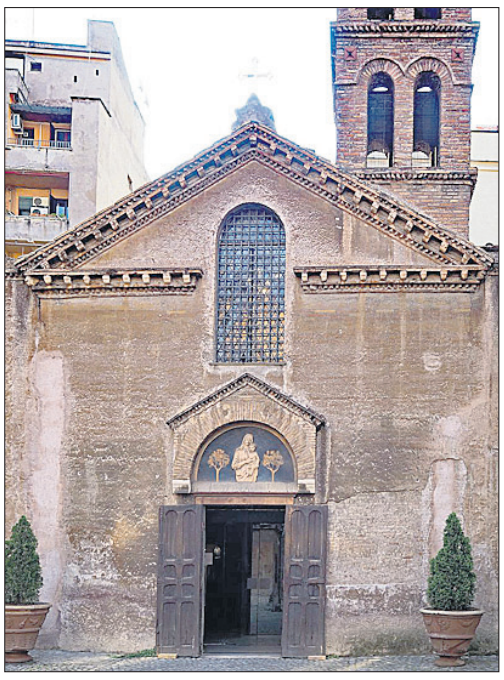
Verlag: Schwabenverlag AG; Vorstand: Ulrich Peters
Vertrieb: Annika Wedde; Anzeigen: Angela Rössel
Postfach 42 80; D-73745 Ostfildern;
Tel.: (07 11) 44 06-0; Fax: (07 11) 44 06 138;
Internet: http://www.schwabenverlag.de;
E-Mail: or@schwabenverlag.de
Druck: Pressehaus Stuttgart Druck GmbH
Plieninger Straße 150, D-70567 Stuttgart;
Jahresabonnement: Deutschland € 98,50; Schweiz sFr. 135,–; restl. Europa € 102,50; Übersee € 129,50.
ISSN 0179-7387
Folgende Bankverbindungen gelten für die Kunden in Deutschland, Österreich und der Schweiz:
Deutschland: Liga Bank Regensburg; BIC: GENODEF1M05; IBAN: DE53750903000006486142;
Österreich: BAWAG P.S.K.; BIC: OPSKATWW; IBAN: AT476000000007576654
Schweiz: PostFinance AG; BIC: POFICHBEXXX; IBAN: CH2809000000800470123
Abonnementgebühren sind erst nach Rechnungserhalt zahlbar. Abbestellungen können nur schriftlich mit einer Frist von 6 Wochen zum Bezugsjahresende entgegengenommen werden. Bei Anschriftenänderung unserer Leser ist die Post berechtigt, diese an den Verlag weiterzuleiten. Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 29 vom 1. Januar 2019 gültig. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Gewähr übernommen.

Die Kirche Santa Maria in Cappella in Trastevere

Ein Ort des Gebets für die Seefahrer

Die architektonische Landschaft Roms ist nicht aus einem Guss. Sie spiegelt die wechselvolle Geschichte der Ewigen Stadt wieder. Unter städtebaulichem Gesichtspunkt präsentiert sich diese Geschichte gewissermaßen als eine Folge von Renaissancen.

Von Prälat Winfried König



Blick vom Vorhof auf Fassade und Glockenturm (oben);

der Innenraum des Gotteshauses (links);

der würfelförmige Altarblock aus Marmor mit dem Relief eines Lammes mit Kreuzstab auf der Stirnseite (unten);

Marmorplatte mit Weiheinschrift (ganz unten).

Jede Renaissance bedeutete die Errichtung einer Reihe prägnanter Bauten, die sich zwar vom überkommenen Stadtbild inspirieren ließen, es aber grundlegend verwandelten. So etwa die Renaissance der Flavier-Kaiser im 2. Jahrhundert, die karolingische Renaissance im 9. Jahrhundert oder die eigentliche Renaissance im 15. Jahrhundert. Zu diesen Umbrüchen muss man auch die sogenannte »gregorianische Reform« im 11. Jahrhundert zählen. Nach einer längeren Zeit des Niedergangs hatte das Papsttum unter Gregor VII. (1073-1085) und Urban II. (1088-1099) wieder an Ansehen gewonnen, was in der Folge zur prächtigen Erneuerung des Stadtbildes – in Anknüpfung an das Christentum der Spätantike – führte. Rom wurde wieder einmal eine Stadt der Kirchen. Den Auftakt dazu stellte der Bau der kleinen romanischen Kirche Santa Maria in Cappella im südlichen Trastevere dar.

Romanisches Gotteshaus

Etwas versteckt hinter dem Gesundheitsministerium finden wir am rechten Tiberufer, fast gegenüber von Santa Maria in Cosmedin, das kleine romanische Gotteshaus von Santa Maria in Cappella. Ihr heutiges bescheidenes Hinterhofdasein lässt kaum die prominente Lage erahnen, die die Kirche bei ihrer Erbauung im Jahr 1090 innehatte. Damals erhob sie sich am Nordrand des römischen Stadthafens *Ripa Grande*, dort wo die Gasse der Genueser Schiffergenossenschaften, die *Via dei Genovesi*, von Trastevere kommend geradewegs auf den Tiber zuläuft. Der Hafen hatte im Mittelalter eine große Bedeutung. Er war innerhalb der Stadtmauern Roms gelegen, was von nicht geringem Belang war in einer Zeit, wo Sarazenen und Piraten die Küsten Italiens unsicher machten. Der Unterlauf des Tiber war zudem im Mittelalter gut schiffbar, konnten doch sogar mittelgroße Segelschiffe, die günstigen Land- und Seewinde über dem unbebauten Vorland ausnutzend, bis zum südlichen Stadtrand gelangen. Diese Voraussetzungen sind heute wegen der Verlagerung und Versandung der Tibermündung sowie der zunehmenden Besiedelung nicht mehr gegeben.

Gleich beim Eintreten in die kleine Kirche erblickt der Besucher rechts eine Marmorplatte mit der Weiheinschrift, die Aufschluss gibt über die Entstehung dieses sakralen Baus. Es ist im Mittelalter nicht häufig der Fall und unterstreicht auch

die Bedeutung des Gebäudes, dass an Ort und Stelle so ausführlich über die Weihe der Kirche berichtet wird. Dort heißt es nämlich: »Am 25. März des Jahres 1090 wurde diese Kirche der heiligen Maria, mit dem Namen ›zur Pinie‹, von den Bischöfen Ubaldus von Sabina und Johannes von Tusculum unter dem Pontifikat von Urban II. geweiht. In ihr befinden sich Reliquien vom Kleid der heiligen Jungfrau Maria, ferner Reliquien des Apostels Petrus, der Päpste Cornelius, Calixtus und Felix sowie der Märtyrer Hippolyt, Anastasius, Melix und Marmenia. Damasus hat diese Gabe für sein Seelenheil Christus dem Erlöser geschenkt.« Man nimmt an, dass eine fehlerhafte Lesart des Satzes »… ECCLESIA SCE MARIE QVE APPELLA(tur) AD PINEA(m)« – »… die Kirche der heiligen Maria, die ›zur Pinie‹ genannt wird« –, nämlich das QVE APPELLA, zu dem späteren Namen »Santa Maria in Cappella« geführt hat. Manche Historiker finden es allerdings plausibler, den Ausdruck »in Cappella« mit den »Cuppelle« in Verbindung zu bringen, den Wasserfässern, die in benachbarten Werkstätten hergestellt wurden. Das Wort »Pinea« hingegen, das auch in anderen zeitgenössischen Handschriften auftritt, ist offenbar eine topographische Bezeichnung. Es weist wahrscheinlich auf die Stelle im Tiber hin, wo noch im Mittelalter die Stümpfe der antiken Holzbrücke *Pons Suplicius* im Wasser zu sehen waren. Diese traditionsreiche Brücke, die schon in republikanischer Zeit entstanden und immer wieder erneuert worden war, wurde spätestens bei den Gotenkriegen im 6. Jahrhundert zerstört.

Auf der Inschrift findet sich schließlich das genaue Datum der Kirchweihe, der 25. März 1090, das Fest Mariä Verkündigung, das schon seit der Antike in Rom gefeiert wurde. Die Namen der beiden prominenten Bischöfe der suburbikarischen Diözesen Sabina und Tusculum (Frascati), die Aufzählung der bedeutenden Reliquien und das hohe liturgische Fest als Weihedatum weisen somit auf die besondere Stellung dieser Kirche hin.

Wenn wir nun in die Kirche eintreten, glauben wir uns in einer alten römischen Basilika *en miniature* zu befinden. Vor uns öffnet sich ein dreischiffiger Kirchenraum, die Seitenschiffe jeweils durch antike Säulen mit korinthischen Kapitellen vom Hauptschiff getrennt. Auf den Säulen ruhen Architrave, die die Mauern des erhöhten Mittelschiffs mit schlanken rundbogigen Fenstern tragen. Die Architrave erinnern an die Bauweise von Santa Maria Maggiore oder auch die der alten Petersbasilika, wogegen in anderen antiken Kirchen, wie in Sankt Paul vor den Mauern oder Santa Sabina, in »modernerer« Bauweise die Säulen durch Rundbögen überbrückt wurden. Der Kirchenraum schließt dann mit einer Rundapsis ab. Auch hier gibt es einen Unterschied zu den antiken Vorbildern. Während die antiken Basiliken meist mit einer geräumigen Apsis nach Westen abschlossen, finden wir in Santa Maria in Cappella eine schmale geostete Apsis vor.

Offenbar gab es kein früheres Sakralgebäude am Ort von Santa Maria in Cappella, was Grabungen im Kircheninneren gezeigt haben. In antiker Zeit befanden sich hier Lagerräume und Getreidespeicher, die im Laufe der Zeit durch kriegerische Ereignisse zerstört wurden.

Das interessanteste Stück der Ausstattung der Kirche ist zweifellos der würfelförmige Altarblock aus Marmor mit dem Relief eines Lammes mit Kreuzstab auf der Stirnseite. Bei einer Restaurierung vor einigen Jahren entdeckte man ein von oben in den Altar eingelassenes Reliquiar, in dem

sich zwei kleine versiegelte Tonkrüge befanden. In dem einen Gefäß waren Reliquien des Papstes Cornelius, des Apostels Petrus sowie der Märtyrer Anastasius und Melix ausgezeichnet, im anderen die des heiligen Hippolyt und der Märtyrerin Marmenia. Eben dieselben Heiligen werden auch in der Weiheinschrift erwähnt, was darauf schließen lässt, dass der Altar das gleiche Alter wie die Kirche besitzt. Der heilige Hippolyt ist übrigens auch der Patron der suburbikarischen Diözese Porto, die gleich an den Hafen anschloss, so dass die Kirche durch Petrus und Cornelius als die römischen Patrone wie auch durch Hippolyt, den Patron Portos, sozusagen doppelt geschützt war.

Würfelförmiger Altar

Ins Auge fällt dem Besucher jedenfalls die Würfelform des Altars. In der Neuzeit hat man den Altar durch eine lange Altarplatte, die auf schlanken Säulenpaaren am Rande aufruhte, wieder auf »Normalform« gebracht, die Ausmaße eines Sarkophags, wie man sich die antiken Altäre vorstellte. Tatsächlich haben die frühen Christen die Eucharistie gelegentlich auf den Gräbern der Märtyrer, wie zum Beispiel in Sankt Paul vor den Mauern, gefeiert. In Anlehnung an diese Grabaltäre waren daher rechteckige, kastenförmige Altäre im Gebrauch.

Um die erste Jahrtausendwende wurden die Altäre kürzer; sie nahmen gelegentlich sogar die Form eines Würfels an. Das Märtyrergrab als Unterlage des Messopfers schwand aus dem Bewusstsein, und an seine Stelle trat der Opferstein in Bezug auf die Opfer des Alten Testaments, die Vorbild auch für das Opfer Christi sind. So finden wir »Würfel«-Altäre in vielen Kirchenneubauten des 11. und 12. Jahrhunderts, nicht zuletzt in Santa Maria in Vescovio, der alten Bischofskirche der Diözese Sabina, die ebenfalls von Bischof Ubaldus geweiht worden war. Aber auch die Buchmalerei jener Zeit zeigt meist diese Altäre in Würfelform, und nicht zuletzt die Darstellungen des Opfers Isaaks auf einem würfelförmigen Altar in den romanischen Freskenzyklen in Ceri oder Sant'Andrea in Valle bei Terni geben dazu Anhaltspunkte.

Die eigentliche »Provokation« für den Christen des ausgehenden 11. Jahrhunderts war aber die Abbildung des Lammes mit dem Kreuzstab, ein Sinnbild des *Agnus Dei* und des auferstandenen Christus. Seit der Trullanischen Synode von 691 war für die orthodoxe Welt die Darstellung Christi als Lamm Gottes verboten. In Rom gab es zwar seit frühester Zeit die sogenannten »Lämmerfriese« – zwölf Lämmer geschart um ein Lamm auf einem Berg –, aber das herausgehobene Lamm trug keinen Kreuzstab als Symbol der Auferstehung. Erst Papst Sergius I. (687-701) führte als Geste des Protestes gegen die Beschlüsse des Trullanums die Darstellung des *Agnus Dei* mit dem Kreuzstab auf dem Triumphbogen der Kirche Santi Cosma e Damiano ein. Allseits bekannt ist dann der endgültige Bruch zwischen der Christenheit des Ostens und des Westens im Jahre 1054. Es gab noch einen Versuch der Verständigung bei einer Synode in Bari 1089, doch dieses Bemühen scheiterte. So war das *Agnus Dei* gleichsam ein Glaubensbekenntnis, das dem aus dem Osten mit dem Schiff anreisenden Pilger deutlich machte, welche Konfession in Rom das Sagen hatte.

Etwa zwei Jahrzehnte nach der Kirchweihe, so entnimmt man zeitgenössischen Dokumenten, wurde noch ein zweiter Altar in Santa Maria in Cappella konsekriert. Welche genaue Funktion die Kirche damals hatte, ist nicht mehr eindeutig zu ermitteln. Die Lage am Stadtrand und die Nähe zum Hafen lassen eine Aufgabe vermuten, die mit der Schifffahrt oder dem Pilgerwesen zu tun hatte, lag die Kirche doch in der Verlängerung der Via della Lungara, der alten Pilgerstraße zum Petersdom. Jedenfalls geriet Santa Maria in Cappella relativ schnell in Vergessenheit und wurde Ende des 14. Jahrhunderts Teil eines mittelalterlichen Spitals der Familie Ponziani, der Schwiegereltern der heiligen Francesca Romana.

Der erste Krankensaal wurde übrigens im rechten Seitenschiff der Kirche eingerichtet. Aber auch diese Einrichtung wurde etwa hundert Jahre später aufgegeben und die Kirche verfiel. Erst im 18. Jahrhundert erwarb Donna Olimpia Maidalchini-Pamphilj die Gebäude mit dem umliegenden Brachland und richtete neben einer kleinen Sommerresidenz am Tiberufer ein Hospiz für Pilger ein, in das die Kirche integriert wurde. Heute befindet sich in diesem Komplex ein Altersheim.

Der kleine interessante Kirchenbau hatte eine nur kurze Glanzzeit. Dann trat er in den Schatten der prächtigen Neubauten des 12. Jahrhunderts: Santa Maria in Trastevere und San Crisogono, San Clemente und Santi Quattro Coronati, die neuen Perlen im Kranz der Kirchen Roms.

Archivsplitter aus dem Pontifikat von Papst Pius XII.

Geschichten rund um den Petersdom

Wie die anderen Vatikanarchive hat auch das Archiv der Dombauhütte seine Quellen aus dem Pontifikat Pius XII. für die Konsultation inventarisiert. Zahlreiche Dokumente bezeugen die geistliche, künstlerische und soziale Aktivität dieser Einrichtung. Zwei Beispiele sollen hier vorgestellt werden.

Von Assunta Di Sante, Archivarin

Eva Maria Jung

Zwei Frauen im Archiv der Dombauhütte von St. Peter

Zuerst ein Zeugnis der Solidarität und der Menschlichkeit über konfessionelle und politische Grenzen hinaus: Es geht um die Geschichte zweier Frauen, zweier Archivarinnen im Archiv der Dombauhütte: Anna Maria und Eva Maria, eine Jüdin aus Florenz und eine deutsche Gegnerin der Nationalsozialisten.

Anna Maria Enriques Agnoletti wurde am 14. September 1907 als Tochter eines jüdischen Vaters und einer katholischen Mutter in Bologna geboren. Als hoch gebildete Frau, geschätzte Wissenschaftlerin und Archivarin arbeitete sie in den 1930er Jahren im Florentinischen Staatsarchiv, bis sie aufgrund der italienischen Rassengesetze ihre Arbeit verlor. Sie kam nach Rom, wo sie nach 1940 die christlich-soziale Bewegung (später Partei), die geprägt war von einem am Evangelium inspirierten liberalen Sozialismus, mitbegründete und aktiv unterstützte.

Seit Juni 1939 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin der Vatikanischen Apostolischen Bibliothek, Anfang 1942 fand sie auf Wunsch des damaligen Ökonoms und Sekretärs der Dombauhütte, Msgr. Ludwig Kaas, einen ihrer Ausbildung angemessenen, sicheren und verborgenen Arbeitsplatz im Archiv der Dombauhütte, dessen Räumlichkeiten sich im Dachgeschoss der Basilika befanden. Sie wurde mit der Aufgabe der Inventarisierung beauftragt. Ein Jahr später wurde ihr eine weitere Frau zur Seite gestellt: Eva Maria Jung.

Anna Maria Enriques Agnoletti

Eva Maria war 22 Jahre alt, eine temperamentvolle, rebellische Tochter aus einer strengen preußisch-protestantischen Familie, die ohne Wissen ihrer Eltern katholisch geworden war. Als Gegnerin der Nationalsozialisten war es ihr gelungen, aus Deutschland zu fliehen. Sie kam Anfang 1943 als Hausangestellte eines deutschen Diplomaten nach Rom. Aber die Nationalsozialisten hatten sie hier aufgespürt, so dass sie sich schließlich im Kloster der Salvatorianerinnen auf dem Gianicolo-Hügel verstecken musste. Damals bot Msgr. Kaas ihr an, an der Seite von Anna Maria im Archiv der Dombauhütte zu arbeiten.

Bis vor einigen Monaten war die Anwesenheit der beiden Frauen im Archiv so gut wie in Vergessenheit geraten. Bei der Inventarisierung der Dokumente kamen die beiden »blinden Passagiere des Papstes« überraschenderweise wieder zum Vorschein. Anna Maria und Eva Maria arbeiteten bis Ende August 1943 zusammen, als ihre Wege sich trennten.

Die Florentinerin verließ nach dem 8. September 1943 das Archiv der Dombauhütte, um in der Toskana in die Aktionspartei (»Partito d'Azione«) einzutreten. Zusammen mit ihrer Mutter wurde sie am 15. Mai 1944 verhaftet und unter schwersten Anschuldigungen entsetzlichen Torturen unterzogen. Ihr Schweigen und ihre Charakterstärke bestätigten den Verdacht, dass sie eine wichtige Persönlichkeit des toskanischen Widerstands war. Am 12. Juni 1944 wurde sie als einzige Frau zusammen mit sechs Männern in Cercina durch die Faschisten erschossen. Zu ihrem Gedenken benannte das Staatsarchiv Florenz 2005 die Schule für Archivkunde, Paläografie und Diplomatik nach ihr.

Die Geschichte der zweiten Frau hat einen unbeschwerteren Ausklang. Sie arbeitete bis Ende Oktober 1943 im Archiv und fand bei der Besetzung Roms durch die Deutschen Zuflucht im Campo Santo Teutonico. Nach der Befreiung begann für sie ein neues Leben ohne Todesdrohungen. Sie promovierte in Kirchengeschichte mit einer Dissertation über den Evangelismus in Italien. Im Herbst 1947 wanderte sie nach Amerika aus und unterrichtete an der Georgetown University in Washington. Als sie den in Rom ansässigen griechischen Kirchenhistoriker Emilios Inglessis kennenlernte, kehrte sie nach Rom zurück. 1959 wurden sie von Papst Johannes XXIII. getraut. Später schrieb sie für die deutsche Wochenausgabe des *Osservatore Romano* und war als Rom-Führerin, Vortragsrednerin und Sachbuchautorin tätig. Wie sie selbst sagte, hatte sie »vier Jahre lang das ungewöhnliche Privileg genossen, im Campo Santo Teutonico gleichsam wie ein blinder Passagier in der Arche Noah – und das war der Campo Santo für mich gewesen – wohnen zu dürfen«. Sie starb mit 87 Jahren im Jahr 2007. Ihr Grab befindet sich auf dem Campo Santo.

Die Ausschreibung für drei Bronzetüren

Im Pontifikat von Papst Pius XII. kam es zwischen 1939 und 1949 zur Ausschreibung für drei größere Projekte im Petersdom: drei Bronzetüren, das Grabmal für Pius XI. und den Entwurf für ein Mosaik zu Ehren des heiligen Josef, Patron der Kirche. Die drei künstlerischen Wettbewerbe waren international und nicht konfessionsgebunden. Es wurden eine Kommission aus Kurienmitgliedern sowie eine künstlerische Unterkommission eingerichtet. Die Entwürfe wurden anonym an die Kommission weitergegeben, nur von einem Motto begleitet.

Der Wettbewerb für drei Bronzetüren ging aus einer testamentarischen Stiftung durch Prinz Georg von Bayern hervor. Der Priester und Domherr von St. Peter war 1943 verstorben und hatte festgelegt, dass sein Privatvermögen für die Schaffung von drei Bronzetüren am Petersdom eingesetzt werden sollte. Bei seinem Tod gab es neben der bronzenen Mitteltür von Filarete aus dem 15. Jahrhundert und der zugemauerten Heiligen Pforte lediglich drei einfache Holztüren. Der Zweite Weltkrieg machte das Zusammentreten der Wettbewerbskommission unmöglich, deren Mitglieder der Erblasser aus Kurienmitgliedern und Akademikern selbst bestimmt hatte. Die Kommission trat erst im Frühjahr 1947 zusammen. Offiziell ausgeschrieben wurde der internationale Wettbewerb am 1. Juli 1947. Jeder Künstler sollte drei Probearbeiten einreichen: eine Zeichnung des Modells der gesamten Tür im Maßstab 1:10, ein Gipsmodell einer Szene mit Rahmen im Maßstab 1:4 sowie ein Detail dieser Szene ebenfalls aus Gips im Verhältnis 1:1. Obwohl die Zeitspanne für Einsendungen relativ kurz bemessen war, trafen bis zum 30. Dezember 1947 über 80 Projekte aus der ganzen Welt ein. Den Vorsitz der Kommission hatte der Erzpriester der Basilika inne (Kardinal Federico Tedeschini), sie setzte sich zusammen aus zwei Domherren (Msgr. Carlo Grosso und Msgr. Vincenzo Bianchi Cagliesi) sowie dem Generaldirektor der Vatikanmuseen (Prof. Bartolomeo Nogara), der von zwei Fachmännern unterstützt wurde, dem Medailleur und Bildhauer Pietro Canonica und dem Architekten Arnaldo Foschini. Vorgesehen war weiter die Teilnahme des deutschen Botschafters beim Heiligen Stuhl (falls er im Amt war) und von Pietro Galeazzi als Vertreter des Kollegiums der Architekten der Dombauhütte, der zugleich Direktor der Technischen Dienste des Staates der Vatikanstadt war.

Blick in die Ausstellung der Projekte für die drei Bronzetüren des Petersdoms. Vom 6. bis 8. Februar 1948 waren die 80 eingereichten Entwürfe im »Braccio di Costantino« rechts vom Petersdom zu sehen. Sie waren nicht mit Namen versehen, da allein der künstlerische Entwurf zählen sollte und nicht der Name des Künstlers. Zahlreiche Künstler und Interessierte besuchten die Ausstellung und gaben ihre Bewertung ab. Die Dokumente sind im Archiv der Dombauhütte erhalten, während die Entwürfe den Künstlern zurückgegeben wurden.

Die Entwürfe wurden im »Braccio di Costantino« ausgestellt, Vertreter der Akademien, Kunstinstitute und Künstler waren eingeladen, schriftlich ihre Bewertung abzugeben. Diese umfangreichen Unterlagen sind im Archiv der Dombauhütte erhalten. Allerdings war keiner der Entwürfe inhaltlich und formal wirklich überzeugend. Man beschloss also, zwölf Künstler dieser ersten Phase mit einer Goldmedaille auszuzeichnen und sie zur Einreichung einer weiteren Probearbeit aufzufordern: Arturo Dazzi, Filippo Sgarlata, Alfredo Biagini, Antonio Biggi, Giacomo Manzù, Publio Martinucci, Vico Consorti, Francesco Nagni und Alessandro Monteleone (gemeinsames Projekt), Duilio Cambellotti, Venenazo Crocetti, Lorenzo Ferri, Pierre Théze.

Die zwölf Sieger wurden aus unterschiedlichen Gründen ausgewählt: einige hatten sich an ein klassisches Kompositionsschema gehalten, andere dagegen hatten einen neuen modernen Stil vorgeschlagen, der christlicher Kunst zu neuen Ausdrucksformen verholfen hätte. Im zweiten Fall waren die Ansichten der Kommissionsmitglieder geteilt. Einige bewerteten die »innovativen« Vorschläge positiv als Ausdruck eines modernen, kultivierten Geschmacks, andere dagegen kritisierten zum Beispiel die Entwürfe von Giacomo Manzù als »unpassend« für die Vatikanbasilika. »Es wäre so, als würde man die Tür von Filarete mit einer ernsthaften Dame im langen Kleid vergleichen. Dürfte man es wagen, dieser ernsthaften Dame zwei Mädchen aus Hollywood oder zwei Miss Americas in kurzen Kleidchen mit tiefem Ausschnitt zur Seite zu stellen?«, wetterte ein Kommissionsmitglied. Alle Sieger der ersten Runde nahmen am zweiten Durchgang teil. Die Entwürfe waren vom 20. bis 26. Juli 1949 wieder im »Braccio di Costantino« zu sehen. Nach eingehender Diskussion wurden am 14. April des Heiligen Jahres 1950 die Sieger verkündet: Venanzo Crocetti, Alfredo Biagini (1952 verstorben, Francesco Nagni und Alessandro Monteleone rückten nach) und Giacomo Manzù. Letztendlich schufen nur Crocetti und Manzù je eine Tür, die dritte stammt von Luciano Minguzzi.

Im Heiligen Jahr wurde eine weitere Tür im direkten Auftrag des Ökonomen und Sekretärs der Dombauhütte, Ludwig Kaas, geschaffen: Vico Consorti fertigte zwei Bronzeflügel für die Heilige Pforte an, die zunächst nur bei der nächtlichen Schließung der Heiligen Pforte in den Jubiläumsjahren in Funktion traten. Ansonsten blieb die Tür vermauert. Doch Papst Paul VI. änderte am Ende des Heiligen Jahres 1975 das Zeremoniell der Öffnung und Schließung der Heiligen Pforte. Jetzt stand nicht mehr die Errichtung und das Einreißen der Mauer im Mittelpunkt, sondern die symbolische Geste der Öffnung und Schließung der Türflügel. Von jenem Augenblick an lädt die Öffnung der von Consorti geschaffenen Tür die Gläubigen ein, das Haus Gottes zu betreten.

Die beiden Artikel stammen aus dem monatlich in italienischer Sprache erscheinenden Nachrichtenblatt »La Basilica di S. Pietro« (32. Jg. Januar 2020, Nr. 1 und Nr. 2.). Herausgeber ist die Dombauhütte »Fabbrica di San Pietro«. Das Blatt berichtet über besondere aktuelle Ereignisse und Besucher und enthält auch Artikel über Kunst und Geschichte des Petersdoms.

Eucharistiefeier im Petersdom am Hochfest des Leibes und Blutes Christi

Lebendig und wahrhaftig unter uns zugegen

Predigt von Papst Franziskus am 14. Juni

Am Sonntagvormittag hat Papst Franziskus am Kathedraaltar im Petersdom eine heilige Messe zum Fronleichnamsfest gefeiert. Der Gottesdienst fand erstmals wieder mit einer größeren Zahl von rund 50 Gläubigen statt. In seiner Predigt hob der Papst den hohen biblischen Wert der Erinnerung, des Gedächtnisses hervor. »Es ist wesentlich, sich an das Gute zu erinnern, das man empfangen hat«, sagte der Heilige Vater, denn ohne Erinnerung »werden wir uns selbst fremd, werden wir zu flüchtigen Existenzen« wie Blätter im Wind. Erinnerung sei auch nicht bloß Privatsache, »sondern der Weg, der uns mit Gott und den Mitmenschen verbindet«. Offizieller Termin des Fronleichnamsfestes, an dem die Realpräsenz Jesu Christi in den eucharistischen Gestalten von Brot und Wein besonders verehrt wird, ist eigentlich der Donnerstag zehn Tage nach Pfingsten. Da dieser Tag in Italien kein staatlicher Feiertag ist, finden die meisten Gottesdienste zum Fest am darauffolgenden Sonntag statt.

»Du sollst an den ganzen Weg denken, den der Herr, dein Gott, dich […] geführt hat« (*Dtn* 8,2). Du sollst *daran denken*: Mit dieser Einladung des Mose begann das Wort Gottes, das wir heute gehört haben. Kurz darauf bekräftigte Mose noch einmal: »Vergiss den Herrn, deinen Gott, nicht« (vgl. V. 14). Die Heilige Schrift wurde uns geschenkt, damit wir unsere Gottesvergessenheit überwinden. Wie wichtig ist es, daran zu denken, wenn wir beten! So lehrt uns auch ein *Psalm*: »Ich denke an die Taten des Herrn, ja, ich will denken an deine früheren Wunder« (77,12). Auch an die Wunder und die Taten, die der Herr in unserem eigenen Leben vollbracht hat.

Es ist wesentlich, sich an das Gute zu erinnern, das man empfangen hat. Ohne die Erinnerung daran werden wir uns selbst fremd, werden wir zu »flüchtigen« Existenzen; ohne die Erinnerung entwurzeln wir uns von dem Boden, der uns nährt, und lassen uns wie Blätter vom Wind davontragen. Erinnerung hingegen bedeutet, sich an die stärksten Bande zu halten, sich als Teil einer Geschichte zu erleben, sich mit einem Volk zu identifizieren. Erinnerung ist keine private Angelegenheit, sondern der Weg, der uns mit Gott und den Mitmenschen verbindet. Deshalb muss in der Bibel die Erinnerung an den Herrn von Generation zu Generation weitergegeben werden, sie muss vom Vater an den Sohn übergeben werden, wie es in einer schönen Bibelstelle heißt: »Wenn dich morgen dein Kind fragt: Warum achtet ihr auf die Eidesbestimmungen, auf die der Herr, unser Gott, euch verpflichtet hat?, dann sollst du deinem Kind antworten: Wir waren Sklaven – die ganze Geschichte der Knechtschaft – und der Herr hat vor unseren Augen Zeichen und Wunder getan« (vgl. *Dtn* 6,20-22). Du sollst die Erinnerung an dein Kind weitergeben.

Heilung durch die Eucharistie

Aber da gibt es ein Problem. Was, wenn die Kette der Weitergabe des Andenkens abbricht? Und dann stellt sich auch die Frage, wie man sich an etwas erinnern kann, von dem man nur gehört, das man aber nicht selbst erlebt hat. Gott weiß, wie schwer das ist, er weiß, wie schwach unser Gedächtnis ist, und so hat er etwas Unglaubliches für uns getan: er hat uns eine Gedächtnisfeier hinterlassen. Er hat uns nicht nur Worte hinterlassen, denn leicht vergisst man, was man hört. Er hat uns nicht nur die Heilige Schrift hinterlassen, denn leicht vergisst man das, was man liest. Er hat uns nicht nur Zeichen hinterlassen, denn leicht vergisst man auch, was man sieht. Er hat uns Nahrung gegeben, und es ist schwer, einen Geschmack zu vergessen. Er hat uns ein Brot hinterlassen, in dem er lebendig und wahrhaftig zugegen ist, mit dem ganzen Geschmack seiner Liebe. Wenn wir es empfangen, können wir sagen: »Es ist der Herr, er erinnert sich an mich!« Deshalb hat Jesus uns gebeten: »Tut dies *zu meinem Gedächtnis*« (*1 Kor* 11,24). *Tut dies*: Die Eucharistie ist nicht einfach nur Erinnerung, sie ist *eine Tat*sache: Sie ist das Pascha des Herrn, der wieder neu für uns lebt. In der Messe stehen uns der Tod und die Auferstehung Jesu vor Augen. *Tut dies zu meinem Gedächtnis*: Versammelt euch und feiert als Gemeinschaft, als Volk, als Familie die Eucharistie, um euch an mich zu erinnern. Auf sie können wir nicht verzichten, sie ist die Gedächtnisfeier Gottes. Und sie heilt unser verwundetes Gedächtnis.

Sie heilt vor allem unser *verwaistes Gedächtnis*. – Wir leben in einer Zeit großen Verwaistseins. – Sie heilt das *verwaiste Gedächtnis*. Viele haben Erinnerungen, die von mangelnder Zuneigung und bitteren Enttäuschungen geprägt sind, die von Mitmenschen herrühren, die Liebe hätten geben sollen, stattdessen jedoch ihre Herzen verwaisen ließen. Man würde gerne zurückkehren und die Vergangenheit ändern, aber das geht nicht. Gott jedoch kann diese Wunden heilen und uns eine größere Liebe ins Gedächtnis rufen, nämlich die seine. Die Eucharistie bringt uns die treue Liebe des Vaters, die unser Verwaistsein heilt. Sie schenkt uns die Liebe Jesu, die ein Grab von einem Endpunkt in einen Ausgangspunkt verwandelt hat, und auf dieselbe Weise kann sie auch unser Leben auf den Kopf stellen. Sie gießt uns die Liebe des Heiligen Geistes ein, der tröstet, weil er uns nie allein lässt und unsere Wunden heilt.

Mit der Eucharistie heilt der Herr auch unser *negatives Erinnern*, diese Negativität, die sehr oft in unserem Herzen aufsteigt. Der Herr heilt dieses negative Erinnern, das immer die Dinge hochkommen lässt, die nicht laufen, und in unseren Köpfen die traurige Vorstellung hinterlässt, dass wir zu nichts gut sind, dass wir nur Fehler machen, dass etwas mit uns »nicht stimmt«. Jesus kommt, um uns zu sagen, dass dem nicht so ist. Er freut sich, uns ganz nahe zu kommen, und jedes Mal, wenn wir ihn empfangen, erinnert er uns daran, dass wir kostbar sind. Wir sind die geladenen Gäste, die er zu seinem Festmahl erwartet, die Tischgenossen, die er sich wünscht. Und das nicht nur, weil er großzügig ist, sondern weil er uns wirklich liebt. Er sieht und liebt das Schöne und das Gute, das uns eigen ist. Der Herr weiß, dass das Böse und die Sünden nicht unsere eigentliche Identität sind; sie sind Krankheiten, Infektionen. Und er kommt, um sie mit der Eucharistie zu heilen, die die Antikörper für unser an Negativität erkranktes Gedächtnis enthält. Mit Jesus können wir uns *gegen die Traurigkeit immunisieren*. Wir werden auch weiterhin unser Versagen, die Nöte, die Probleme zu Hause und am Arbeitsplatz und unsere unerfüllten Träume vor Augen haben. Aber ihr Gewicht wird uns nicht erdrücken, denn tief in unserem Inneren ermutigt uns Jesus mit seiner Liebe.

Darin also besteht die Kraft der Eucharistie, die uns verwandelt, so dass wir *Gott in uns tragen*; so dass wir Träger der Freude sind und nicht das Negative mit uns herumschleppen. Wir, die wir zur Messe gehen, können uns fragen, was wir in die Welt bringen? Unsere Traurigkeit, unsere Bitterkeit oder die Freude des Herrn? Gehen wir zur Kommunion und fahren trotzdem fort mit unserem Jammern, unserer Kritik und unserem Selbstmitleid? Aber das macht nichts besser, während die Freude des Herrn das Leben verwandelt.

Ketten der Solidarität

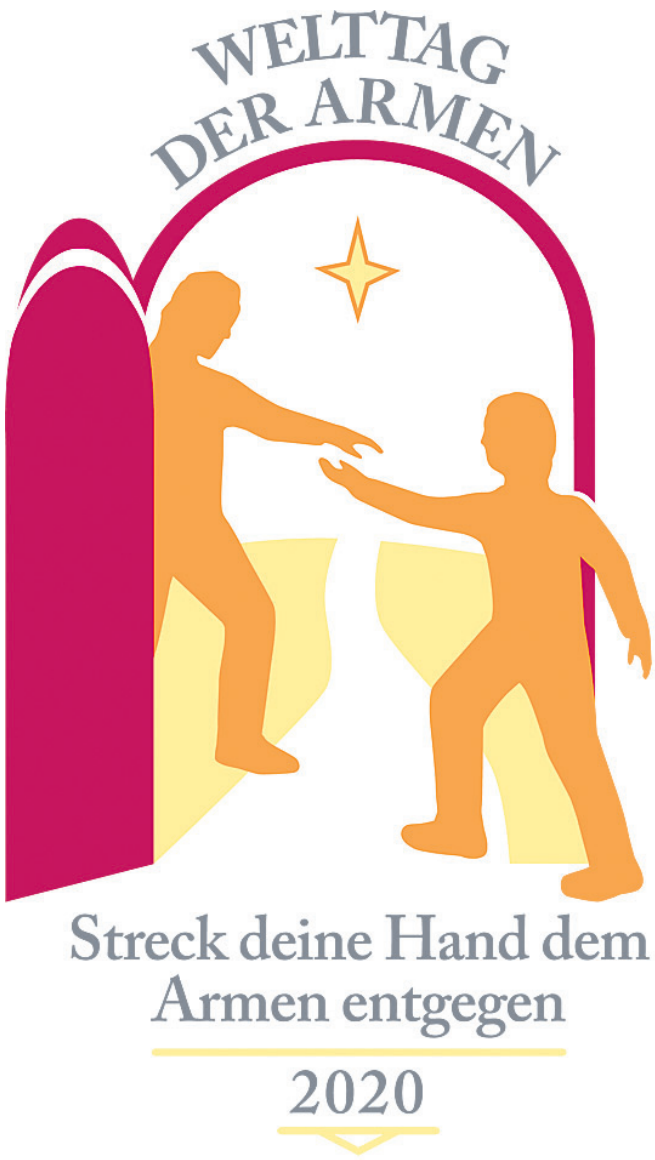
Die Eucharistie schließlich heilt unser *verschlossenes Gedächtnis*. Die Wunden, die wir in uns tragen, machen nicht nur uns selbst, sondern auch den anderen zu schaffen. Sie machen uns ängstlich und misstrauisch, sie machen uns zunächst verschlossen und auf lange Sicht zynisch und gleichgültig. Sie führen dazu, dass wir anderen gegenüber distanziert und arrogant auftreten und meinen, auf diese Weise hätten wir alles unter Kontrolle. Aber da täuschen wir uns. Nur die Liebe heilt die Angst an der Wurzel und befreit uns von der Verschlossenheit, die uns gefangen hält. So handelt Jesus, der uns mit Sanftmut entgegenkommt in der entwaffnenden Zerbrechlichkeit der Hostie; so handelt Jesus, das Brot, das gebrochen wird, um die Schalen unseres Egoismus zu brechen; so handelt Jesus, der sich selbst hingibt, um uns zu sagen, dass wir uns von unseren inneren Blockaden und von der Lähmung des Herzens nur befreien können, wenn wir uns öffnen. Der Herr, der sich uns in der Einfachheit des Brotes schenkt, lädt uns auch ein, unser Leben nicht mit der Jagd nach tausend nutzlosen Dingen zu vergeuden, die Abhängigkeiten schaffen und Leere in uns hinterlassen. Die Eucharistie bringt unseren Hunger nach den materiellen Dingen zum Erlöschen und entzündet in uns den Wunsch zu dienen. Sie erhebt uns aus unserer bequemen Sesshaftigkeit und erinnert uns daran, dass wir nicht nur Münder sind, die ernährt werden wollen, sondern auch Hände des Herrn, die helfen, den Hunger des Nächsten zu stillen.

Es ist jetzt dringend notwendig, sich derer anzunehmen, die nach Nahrung und Würde hungern, und sich um die zu kümmern, die nicht arbeiten können und sich mit ihrem Fortkommen schwertun. Und es ist notwendig, dies auf konkrete Weise zu tun, so konkret wie das Brot, das Jesus uns gibt. Wir brauchen wirkliche Nähe, wir brauchen echte *Ketten der Solidarität*. Jesus kommt uns in der Eucharistie ganz nahe. Lassen wir die Menschen, die uns nahestehen, nicht allein!

Liebe Brüder und Schwestern, lasst uns immerfort diese Gedächtnisfeier begehen, die unser Gedächtnis heilt – denken wir daran: das Gedächtnis heilen, das Gedächtnis ist das Gedächtnis des Herzens –, diese Gedächtnisfeier ist die heilige Messe. Sie ist der Schatz, der in der Kirche und im Leben an die erste Stelle gesetzt werden muss. Und gleichzeitig wollen wir die Anbetung wiederentdecken, die in uns die Messe weiterwirken lässt. Das ist gut für uns und heilt uns innerlich. Gerade jetzt haben wir das wirklich nötig.

Botschaft von Papst Franziskus zum 4. Welttag der Armen am 33. Sonntag im Jahreskreis, 15. November 2020

Zeugnis und Gesten des Teilens



»Streck dem Armen deine Hand entgegen« (vgl. *Sir* 7,32). Die altehrwürdige Weisheit hat diese Worte gleichsam als einen heiligen Verhaltenskodex für das Leben aufgestellt. Sie erklingen heute mit ihrer ganzen Bedeutungsschwere, um auch uns zu helfen, den Blick auf das Wesentliche zu konzentrieren und die Schranken der Gleichgültigkeit zu überwinden. Die Armut tritt immer in verschiedenen Formen auf, die für jede besondere Situation Aufmerksamkeit verlangen: In jeder von ihnen können wir dem Herrn Jesus begegnen, der offenbart hat, in seinen geringsten Brüdern anwesend zu sein (vgl. *Mt* 25,40).

1. Nehmen wir das Buch *Jesus Sirach* aus dem Alten Testament zur Hand. Hier finden wir die Worte eines Weisheitslehrers, der circa zweihundert Jahre vor Christus gelebt hat. Er suchte nach der Weisheit, die die Menschen besser macht und befähigt, die Begebenheiten des Lebens tiefer zu ergründen. Er tat dies in einer Zeit harter Prüfung für das Volk Israel, einer Zeit des Schmerzes, der Trauer und des Elends aufgrund der Herrschaft fremder Mächte. Als Mann großen Glaubens, der in der Tradition der Väter verwurzelt ist, war sein erster Gedanke, sich an Gott zu wenden, um ihn um die Gabe der Weisheit zu bitten. Und der Herr ließ es ihm an seiner Hilfe nicht fehlen.

Von den ersten Seiten des Buches an legt *Jesus Sirach* seine Ratschläge zu vielen konkreten Lebenssituationen dar, darunter auch die Armut. Er besteht darauf, dass man in der Not Gottvertrauen haben muss: »Überstürze nichts zur Zeit der Bedrängnis! Binde dich an den Herrn und lass nicht von ihm, damit du am Ende erhöht wirst! Nimm alles an, was über dich kommen mag, und in den Wechselfällen deiner Erniedrigung halt aus! Denn im Feuer wird Gold geprüft und die anerkannten Menschen im Schmelzofen der Erniedrigung. In Krankheiten und Armut setze auf ihn dein Vertrauen! Vertrau ihm und er wird sich deiner annehmen! Richte deine Wege aus und hoffe auf ihn! Die ihr den Herrn fürchtet, wartet auf sein Erbarmen! Weicht nicht ab, damit ihr nicht zu Fall kommt!« (2,2-7).

2. Seite für Seite entdecken wir ein kostbares Kompendium von Empfehlungen für ein Handeln im Licht einer engen Beziehung zu Gott, dem Schöpfer, der die Schöpfung liebt, der gegenüber all seinen Kindern gerecht ist und für sie sorgt. Der beständige Bezug auf Gott lenkt jedoch nicht davon ab, auf den konkreten Menschen zu schauen, vielmehr sind die beiden Dinge eng miteinander verbunden.

Die Stelle, der der Titel dieser Botschaft entnommen ist (vgl. 7,29-36), zeigt dies deutlich. Das Gebet zu Gott und die Solidarität mit den Armen und Leidenden können nicht voneinander getrennt werden. Um einen dem Herrn wohlgefälligen Gottesdienst zu feiern, ist es notwendig anzuerkennen, dass jeder Mensch, mag er noch so bedürftig und verachtet sein, Gottes Abbild in sich trägt. Aus dieser Aufmerksamkeit erwächst die Gabe des göttlichen Segens, der von der gegenüber dem Armen geübten Großzügigkeit angezogen wird. Daher kann die dem Gebet gewidmete Zeit niemals zum Vorwand werden, um den Nächsten in seiner Not zu vernachlässigen. Das Gegenteil ist wahr: Der Segen des Herrn kommt auf uns herab, und das Gebet erreicht seinen Zweck, wenn diese vom Dienst an den Armen begleitet werden.

3. Wie aktuell ist diese alte Lehre auch für uns! Das Wort Gottes überschreitet nämlich Raum, Zeit, Religionen und Kulturen. Die Großzügigkeit, die den Armen unterstützt, den Betrübten tröstet, die Leiden lindert, gibt dem die Würde zurück, der ihrer beraubt ist, sie ist Bedingung für ein ganz und gar menschliches Leben. Die Entscheidung, den Armen Aufmerksamkeit zu widmen wie auch ihren vielen verschiedenen Bedürfnissen, darf nicht von der verfügbaren Zeit oder von privaten Interessen abhängen noch von blutleeren Pastoral- oder Sozialprojekten. Man darf die Kraft der Gnade Gottes nicht durch die narzisstische Neigung ersticken, sich selbst immer an die erste Stelle setzen zu wollen.

Den Blick auf den Armen gerichtet zu halten ist schwierig, aber notwendiger denn je, um unserem persönlichen und sozialen Leben die rechte Richtung zu verleihen. Es geht nicht darum, viele Worte zu machen, sondern vielmehr, von der göttlichen Liebe angetrieben, sein Leben konkret einzubringen. Jedes Jahr komme ich mit dem Welttag der Armen auf diese für das Leben der Kirche grundlegende Wirklichkeit zurück, da die Armen immer bei uns sind und sein werden (vgl. *Joh* 12,8), um uns zu helfen, die Gegenwart Christi im täglichen Leben zu erfassen.

Die Hand entgegenzustrecken ist ein Zeichen: ein Zeichen, das unmittelbar auf die Nähe, die Solidarität, die Liebe hinweist. Wie viele entgegengestreckte Hände haben wir in diesen Monaten erblicken können, in denen die ganze Welt von einem Virus gleichsam übermannt wurde, das Schmerz und Tod, Verzagtheit und Verwirrung gebracht hat.

4. Die Begegnung mit einem Menschen in Armut fordert uns stets heraus und stellt Fragen an uns. Wie können wir dazu beitragen, seine Ausgrenzung und sein Leiden zu beseitigen oder zumindest zu erleichtern? Wie können wir ihm in seiner geistlichen Armut helfen? Die christliche Gemeinschaft ist aufgerufen, sich in diese Erfahrung des Teilens einzubringen, und dies in dem Bewusstsein, dass es ihr nicht erlaubt ist, diese Aufgabe an andere zu delegieren. Um den Armen eine Stütze zu sein ist es zudem wesentlich, die evangeliumsgemäße Armut selbst zu leben. Wir können nicht mit ruhigem Gewissen zuschauen, wenn ein Mitglied der menschlichen Familie ins Abseits gestellt wird und zum Schatten wird. Der leise Schrei der vielen Armen muss immer und überall das Volk Gottes an vorderster Front antreffen, damit es ihnen eine Stimme verleiht, sie verteidigt und sich mit ihnen angesichts so vieler Scheinheiligkeit und nicht erfüllter Versprechen solidarisiert und sie am Leben der Gemeinschaft teilhaben lässt.

Es stimmt, die Kirche kann keine Gesamtlösungen vorschlagen, aber mit der Gnade Christi bietet sie ihr Zeugnis und Gesten des Teilens an. Sie fühlt sich darüber hinaus verpflichtet, die Anliegen derer vorzutragen, denen das Lebensnotwendige fehlt. Allen den hohen Wert des Gemeinwohls in Erinnerung zu rufen ist für das christliche Volk eine lebenslange Verpflichtung; sie wird in dem Bemühen umgesetzt, niemanden von denen zu vergessen, deren Menschsein in seinen Grundbedürfnissen missachtet wird.

5. Die Hand entgegenzustrecken lässt vor allem den, der es tut, entdecken, dass wir fähig sind, Dinge zu vollbringen, die dem Leben Sinn verleihen. Wie viele entgegengestreckte Hände sieht man jeden Tag! Leider geschieht es immer öfter, dass die Eile in einen Strudel der Gleichgültigkeit hineinzieht, so dass man das viele Gute, das täglich in Stille und in großer Freigebigkeit vollbracht wird, nicht mehr zu erkennen vermag. So kommt es vor, dass nur bei Ereignissen, die den Lauf unseres Lebens durcheinanderbringen, die Augen fähig werden, die Güte der »Heiligen von nebenan« zu bemerken, »derer, die in unserer Nähe wohnen und die ein Widerschein der Gegenwart Gottes sind« (Apostolisches Schreiben *Gaudete et exsultate*, 7), von denen aber niemand spricht. Die schlechten Nachrichten füllen die Seiten der Zeitungen, die Internetseiten und die Fernsehbildschirme im Übermaß, so dass man denkt, das Böse herrsche uneingeschränkt. Dem ist nicht so. Gewiss fehlt es nicht an Bosheit und Gewalt, an Übergriffen und Korruption, doch das Leben besteht aus einem Geflecht von Taten des Respekts und der Großzügigkeit, die nicht nur das Böse ausgleichen, sondern dazu antreiben, darüber hinaus zu gehen und voller Hoffnung zu sein.

6. Die Hand entgegenzustrecken ist ein Zeichen: ein Zeichen, das unmittelbar auf die Nähe, die Solidarität, die Liebe hinweist. Wie viele entgegengestreckte Hände haben wir in diesen Monaten erblicken können, in denen die ganze Welt von einem Virus gleichsam übermannt wurde, das Schmerz und Tod, Verzagtheit und Verwirrung gebracht hat. Die entgegengestreckte Hand des Arztes, der sich um jeden Patienten kümmert und nach dem richtigen Heilmittel sucht. Die entgegengestreckte Hand der Krankenschwester oder des Krankenpflegers, die weit über ihre Arbeitszeiten hinaus dableiben, um die Kranken zu versorgen. Die entgegengestreckte Hand dessen, der in der Verwaltung arbeitet und die Mittel beschafft, um so viele Leben wie möglich zu retten. Die entgegengestreckte Hand des Apothekers, der in einem mit Risiko verbundenem Umgang mit den Menschen vielen Anfragen ausgesetzt ist. Die entgegengestreckte Hand des Priesters, der mit qualerfülltem Herzen segnet. Die entgegengestreckte Hand des Freiwilligen, der denen beisteht, die auf der Straße leben, wie auch denen, die zwar ein Zuhause, aber nichts zu essen haben. Die entgegengestreckte Hand der Männer und Frauen, die arbeiten, um wesentliche Dienste und Sicherheit zu bieten. Und wir könnten noch weitere entgegengestreckte Hände bis zur Zusammenstellung einer Litanei der guten Werke anführen. All diese Hände haben der Ansteckung und der Angst die Stirn geboten, um Unterstützung und Trost zu geben.

7. Diese Pandemie kam unerwartet und hat uns unvorbereitet überrascht, während sie ein großes Gefühl der Verunsicherung und Ohnmacht hinterließ. Die dem Armen entgegengestreckte Hand hingegen kam nicht plötzlich. Sie zeugt vielmehr davon, wie man sich darauf vorbereitet, den Armen zu erkennen, um ihn in der Zeit der Not zu unterstützen. Die Werkzeuge der Barmherzigkeit werden nicht improvisiert. Es braucht ein tägliches Training, das bei dem Bewusstsein beginnt, dass wir als Erste einer Hand bedürfen, die uns entgegengestreckt wird.

Die Zeit, die wir gerade erleben, hat viele Gewissheiten in eine Krise gestürzt. Wir fühlen uns ärmer und schwächer, weil wir Grenzgefühl und Freiheitseinschränkung erfahren haben. Der Verlust der Arbeit und inniger Zuneigung wie auch das Fehlen gewohnter zwischenmenschlicher Beziehungen haben mit einem Schlag Horizonte aufgetan, die wir für gewöhnlich nicht mehr bemerkten. Unsere spirituellen und materiellen Reichtümer wurden zur Diskussion gestellt, und wir haben entdeckt, dass wir Angst haben. In die Stille unserer Häuser eingeschlossen, haben wir neu entdeckt, wie wichtig die Einfachheit ist und dass wir den Blick auf das Wesentliche richten. Wir haben das Bedürfnis nach einer neuen Geschwisterlichkeit vertieft, die zu wechselseitiger Hilfe und gegenseitiger Achtung fähig ist. Es ist dies eine günstige Zeit, um »wieder [zu] spüren, dass wir einander brauchen, dass wir eine Verantwortung für die anderen und für die Welt haben […]. Wir haben schon sehr viel Zeit moralischen Verfalls verstreichen lassen, indem wir die Ethik, die Güte, den Glauben und die Ehrlichkeit bespöttelt haben […]. Diese Zerstörung jeder Grundlage des Gesellschaftslebens bringt uns schließlich um der Wahrung der jeweils eigenen Interessen willen gegeneinander auf, lässt neue Formen von Gewalt und Grausamkeit aufkommen und verhindert die Entwicklung einer wahren Kultur des Umweltschutzes« (Enzyklika *Laudato si'*, 229). Kurz und gut, die großen Wirtschafts-, Finanz- und politischen Krisen werden nicht aufhören, solange wir zulassen, dass die Verantwortung, der sich ein jeder gegenüber dem Nächsten und allen Menschen bewusst sein muss, in einer Art Winterschlaf verharrt.

8. »Streck dem Armen deine Hand entgegen« ist also eine Einladung zur Verantwortung im Sinne eines direkten Einsatzes dessen, der sich bewusst ist, dass er am gleichen Los teilhat. Es ist eine Aufforderung, die Last der Schwächeren zu tragen, wie uns der heilige Paulus in Erinnerung ruft: »Dient einander in Liebe! Denn das ganze Gesetz ist in dem einen Wort erfüllt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! […] Einer

Fortsetzung auf Seite 9

Ansprache von Papst Franziskus beim Angelusgebet am Sonntag, 14. Juni, Fronleichnam

Die mystische und gemeinschaftliche Wirkung der Eucharistie

Liebe Brüder und Schwestern,
guten Tag!

Heute wird in Italien und in anderen Ländern das Hochfest des Leibes und des Blutes Christi, Fronleichnam, gefeiert. In der zweiten Lesung der heutigen Liturgie weckt der heilige Paulus unseren Glauben an dieses Geheimnis der Gemeinschaft (vgl. *1 Kor* 10,16-17). Er betont zwei Wirkungen des geteilten Kelches und des gebrochenen Brotes: die *mystische* Wirkung und die *gemeinschaftliche* Wirkung.

Zuerst sagt der Apostel: »Ist der Kelch des Segens, über den wir den Segen sprechen, nicht Teilhabe am Blut Christi? Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilhabe am Leib Christi?« (V. 16). Diese Worte bringen die *mystische* Wirkung oder, so können wir sagen, die geistliche Wirkung der Eucharistie zum Ausdruck: Es geht um die Vereinigung mit Christus, der sich in Brot und Wein für das Heil aller hinschenkt. Jesus ist im Sakrament der Eucharistie gegenwärtig, um unsere Nahrung zu sein, um in uns aufgenommen zu werden und jene erneuernde Kraft zu sein, die nach jedem Stillstand oder nach jedem Fallen die Energie wiederherstellt und den Wunsch weckt, neu aufzubrechen. Dies erfordert jedoch unsere Zustimmung, unsere Bereitschaft, uns, unsere Art zu denken und zu handeln, verwandeln zu lassen. Andernfalls werden die Eucharistiefeiern, an denen wir teilnehmen, auf leere, formelle Rituale reduziert. Wie oft geht jemand zur Messe, aber nur weil man hingehen muss, als sozialer Akt, respektvoll, aber sozial. Doch das Geheimnis ist etwas anderes: Es ist der gegenwärtige Jesus, der kommt, um unsere Nahrung zu sein.

Die zweite Wirkung ist die der *Gemeinschaft* und wird vom heiligen Paulus mit folgenden Worten beschrieben: »Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib; denn wir alle haben teil an dem einen Brot« (V. 17). Es geht um die Gemeinschaft derer, die an der Eucharistie teilnehmen, so dass sie untereinander zu einem Leib werden, so wie auch das Brot, das gebrochen und verteilt wird, eins ist. Wir sind Gemeinschaften, die vom Leib und Blut Christi genährt werden. Der Empfang des Leibes Christi ist ein wirksames Zeichen der Einheit, der Gemeinschaft, des Teilens. Man kann nicht an der Eucharistie teilnehmen, ohne sich zu einer gegenseitigen Brüderlichkeit zu verpflichten, die aufrichtig sein muss. Aber der Herr weiß sehr wohl, dass unsere menschliche Kraft allein dazu nicht ausreicht. Im Gegenteil, er weiß, dass unter seinen Jüngern immer die Versuchung der Rivalität, des Neids, der Vorurteile, der Spaltung bestehen wird… Wir alle kennen diese Dinge. Auch aus diesem Grund hat er uns das Sakrament seiner realen, konkreten und beständigen Gegenwart hinterlassen, damit wir, indem wir mit ihm vereint bleiben, immer das Geschenk der brüderlichen Liebe empfangen können. »Bleibt in meiner Liebe« (*Joh* 15,9), hat Jesus gesagt; und dies ist

möglich dank der Eucharistie. In der Freundschaft, in der Liebe bleiben.

Diese zweifache Frucht der Eucharistie – die erste, die Vereinigung mit Christus, und die zweite, die Gemeinschaft unter denen, die sich von ihm nähren – bringt die christliche Gemeinschaft hervor und erneuert sie ständig. Es ist die Kirche, die die Eucharistie vollzieht, doch es ist grundlegender, dass die Eucharistie die Kirche auferbaut und es ihr erlaubt, *ihre Sendung zu sein*, noch bevor sie sie erfüllen kann. Das ist das Geheimnis der Gemeinschaft, der Eucharistie: Jesus zu empfangen, damit er uns von innen heraus verwandelt, und Jesus zu empfangen, damit er aus uns Einheit und nicht Spaltung macht.

Möge die selige Jungfrau uns helfen, das große Geschenk, das Jesus uns gemacht hat, indem er uns das Sakrament seines Leibes und seines Blutes hinterließ, stets mit Staunen und Dankbarkeit anzunehmen.

Nach dem Angelus sagte der Papst:

Liebe Brüder und Schwestern!

Ich verfolge die dramatische Situation in Libyen mit großer Besorgnis und auch mit Schmerz. Sie war in diesen letzten Tagen in meinem Gebet präsent. Bitte, ich fordere die internationalen Organisationen und alle politischen und militärischen Verantwortungsträger auf, mit Überzeugung und Entschlossenheit die Suche nach einem Weg zur Beendigung der Gewalt wieder aufzunehmen, einem Weg, der zu Frieden, Stabilität und Einheit des Landes führt. Ich bete auch für die Tausende von Migranten, Flüchtlingen, Asylsuchenden und Binnenvertriebenen in Libyen. Die gesundheitliche Notlage hat ihre ohnehin schon prekäre Situation verschlimmert und sie anfälliger für Formen der Ausbeutung und Gewalt gemacht. Es gibt Grausamkeit. Ich appelliere an die internationale Gemeinschaft, sich ihre Notlage bitte zu Herzen zu nehmen, Wege zu finden und Mittel bereitzustellen, um ihnen den Schutz, den sie brauchen, menschenwürdige Bedingungen und eine hoffnungsvolle Zukunft zu gewährleisten. Brüder und Schwestern, wir alle tragen Verantwortung dafür; niemand darf sich davon entbunden fühlen. Lasst uns alle in Stille für Libyen beten.

Heute ist der *Weltblutspendertag*. Es ist eine Gelegenheit, um die Gesellschaft zu ermuntern, gegenüber denen, die darauf angewiesen sind, solidarisch und einfühlsam zu sein. Ich begrüße die anwesenden Freiwilligen und spreche all jenen meine Anerkennung aus, die diesen einfachen, aber sehr wichtigen Akt der Hilfe für andere vollziehen: Blut zu spenden.

Ich grüße euch alle, die Gläubigen aus Rom und die Pilger. Ich wünsche euch und allen, die über die Medien verbunden sind, einen schönen Sonntag. Bitte vergesst nicht, für mich zu beten. Gesegnete Mahlzeit und auf Wiedersehen.

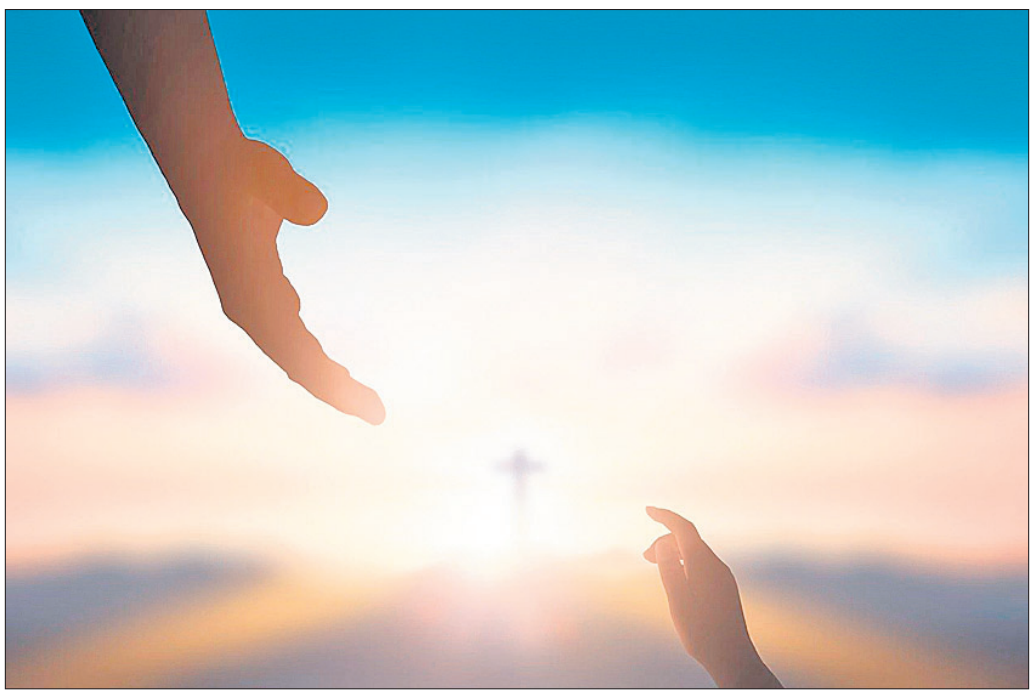
Botschaft von Papst Franziskus zum 4. Welttag der Armen

Fortsetzung von Seite 8

trage des anderen Last« (*Gal* 5,13-14; 6,2). Der Apostel lehrt uns, dass die uns durch Jesu Christi Tod und Auferstehung geschenkte Freiheit für einen jeden von uns die Verantwortung bedeutet, sich in den Dienst der anderen zu stellen, vor allem der Schwächsten. Es handelt sich nicht um einen fakultativen Aufruf, sondern um eine Bedingung der Authentizität des Glaubens, den wir bekennen.

Das Buch *Jesus Sirach* kommt uns hier wieder zu Hilfe. Es schlägt konkrete Taten zur Unterstützung der Schwächsten vor und gebraucht dabei auch einige suggestive Bilder. Zuerst zieht es die Schwachheit der Trauernden in Betracht: »Entzieh dich nicht den Weinenden« (7,34). Die Zeit der Pandemie hat uns eine Zwangsisolation auferlegt; dadurch war es uns sogar verwehrt, Freunden und Bekannten, die über den Verlust eines lieben Menschen trauerten, Trost zu spenden und nahe zu sein. Der biblische Autor sagt weiter: »Zögere nicht, einen Kranken zu besuchen« (7,35). Wir mussten die Erfahrung machen, dass wir den Leidenden nicht zur Seite stehen konnten, und gleichzeitig wurde uns die Zerbrechlichkeit unseres Daseins bewusst. Das Wort Gottes also lässt uns nie in Ruhe und regt uns weiter zum Guten an.

9. »Streck dem Armen deine Hand entgegen« hebt im Kontrast dazu die Haltung derer hervor, die die Hände eingesteckt und sich nicht von der Armut berühren lassen, an der sie oft auch mitschuldig sind. Gleichgültigkeit und Zynismus sind ihr täglich Brot. Was für ein Unterschied zu den großzügigen Händen, die wir zuvor beschrieben haben! Denn es gibt ausgestreckte Hände, die sich schnell über eine Computertastatur bewegen und Geldbeträge von einem Teil der Welt in einen anderen verschieben und damit den Reichtum begrenzter Oligarchien wie auch das Elend von Massen oder den Konkurs ganzer



Nationen bestimmen. Es gibt ausgestreckte Hände, die Geld anhäufen mit dem Verkauf von Waffen, die andere Hände – auch von Kindern – dann verwenden, um Tod und Armut zu säen. Es gibt ausgestreckte Hände, die heimlich tödliche Dosen reichen, um sich zu bereichern und in Luxus und in vergänglichen Ausschweifungen zu leben. Es gibt ausgestreckte Hände, die für einen einfachen, korrupten Gewinn unter der Hand gesetzwidrige Gefälligkeiten erbringen. Und es gibt viele ausgestreckte Hände, die in Scheinheiligkeit Gesetze festlegen, die sie selbst nicht einhalten.

Mit dieser Aussicht »warten die Ausgeschlossenen weiter. Um einen Lebensstil vertreten zu können, der die anderen ausschließt, oder um sich für dieses egoistische Ideal begeistern zu können, hat sich eine Globalisierung der Gleichgültigkeit entwickelt. Fast ohne es zu merken, werden wir unfähig, Mitleid zu empfinden gegenüber dem schmerzvollen Aufschrei der anderen, wir weinen nicht mehr angesichts des Dramas der anderen, noch sind wir daran interessiert, uns um sie zu kümmern, als sei all das eine uns fernliegende Verantwortung, die uns nichts angeht« (Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium*, 54). Wir dürfen uns nicht zufriedengeben, solange diese Hände, die Tod säen, nicht zu Werkzeugen der Gerechtigkeit und des Friedens für die ganze Welt geworden sind.

10. »Bei all deinen Worten bedenke dein Ende« (*Sir* 7,36). Mit dieser Aussage beschließt Jesus Sirach seine Überlegungen. Der Text erlaubt eine zweifache Interpretation. Die erste hebt hervor, dass wir immer das Ende unseres Daseins berücksichtigen müssen. An das gemeinsame Los zu denken kann eine Hilfe sein für ein Leben im Zeichen der Achtsamkeit gegenüber dem, der ärmer ist und nicht die gleichen Möglichkeiten hatte wie wir. Es gibt ebenso eine zweite Deutung, die vielmehr das Ziel, den Zweck unterstreicht, zu dem jeder unterwegs ist. Es geht um das Ziel unseres Lebens, das einen Plan erfordert, den man verwirklichen soll, und einen Weg, den man ohne müde zu werden gehen muss. Das Ziel jeder unserer Handlungen kann nur die Liebe sein. Dies ist der Zweck, warum wir uns auf den Weg gemacht haben, und nichts darf uns davon abbringen. Diese Liebe heißt Teilen, Hingabe und Dienst, beginnt aber bei der Entdeckung, dass wir als Erste geliebt sind und wieder zur Liebe gerufen sind. Dieses Ziel erscheint in dem Moment, da das Kind dem Lächeln seiner Mutter begegnet und sich geliebt weiß aufgrund der Tatsache selbst, dass es existiert. Auch ein Lächeln, das wir mit einem Armen teilen, ist eine Quelle von Liebe und ermöglicht es, in Freude zu leben. Die entgegengestreckte Hand also kann immer durch das Lächeln dessen bereichert werden, der seine Gegenwart und dargebotene Hilfe nicht betont, sondern sich einfach freut, nach dem Stil des Jüngers Christi zu leben.

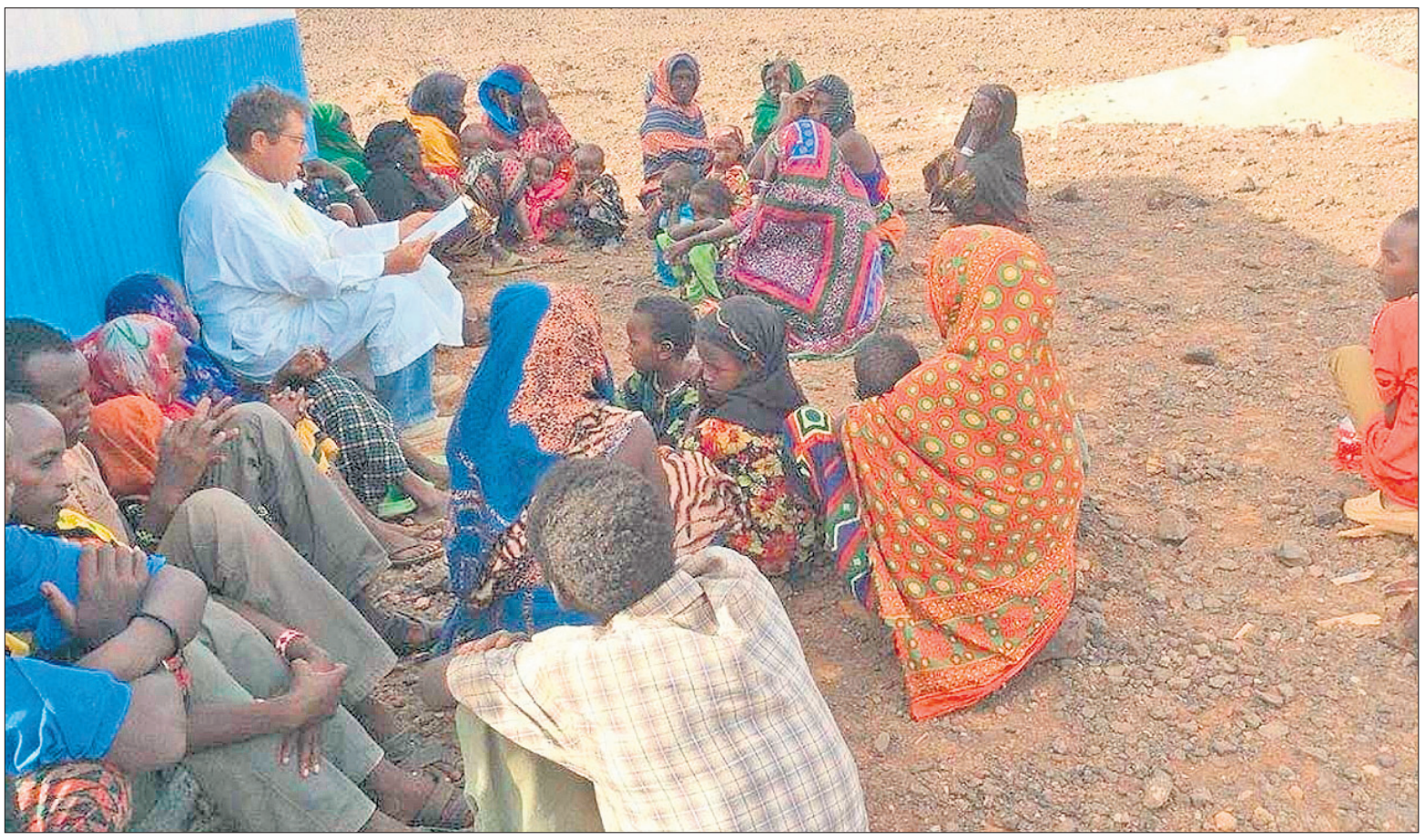
Auf diesem Weg, täglich den Armen zu begegnen, begleite uns die Mutter Gottes, die mehr als jede andere die Mutter der Armen ist. Die Jungfrau Maria kennt aus nächster Nähe die Schwierigkeiten und Leiden der Ausgegrenzten, denn sie selbst musste den Sohn Gottes in einem Stall zur Welt bringen. Wegen der Bedrohung durch Herodes floh sie mit Josef, ihrem Bräutigam, und dem kleinen Jesuskind in ein anderes Land, und das Leben als Flüchtlinge prägte für einige Jahre die Heilige Familie. Das Gebet zur Mutter der Armen möge diese ihre geliebten Kinder und alle, die ihnen im Namen Christi dienen, verbinden. Und das Gebet verwandle die entgegengestreckte Hand in eine gemeinsame Umarmung wiedergefundener Geschwisterlichkeit.

Rom, St. Johannes im Lateran, 13. Juni 2020, Gedenktag des heiligen Antonius von Padua.

Franciscus

Botschaft von Papst Franziskus an die Päpstlichen Missionswerke (POM)

Die Herrlichkeit Christi vor der ganzen Welt bezeugen



»Als sie nun beisammen waren, fragten sie ihn: Herr, stellst du in dieser Zeit das Reich für Israel wieder her? Er sagte zu ihnen: Euch steht es nicht zu, Zeiten und Fristen zu erfahren, die der Vater in seiner Macht festgesetzt hat. Aber ihr werdet Kraft empfangen, wenn der Heilige Geist auf euch herabkommen wird; und ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samarien und bis an die Grenzen der Erde. Als er das gesagt hatte, wurde er vor ihren Augen emporgehoben und eine Wolke nahm ihn auf und entzog ihn ihren Blicken« (Apg 1,6-9).

»Nachdem Jesus, der Herr, dies zu ihnen gesagt hatte, wurde er in den Himmel aufgenommen und setzte sich zur Rechten Gottes. Sie aber zogen aus und verkündeten überall. Der Herr stand ihnen bei und bekräftigte das Wort durch die Zeichen, die es begleiteten« (Mk 16,19-20).

»Dann führte er sie hinaus in die Nähe von Betanien. Dort erhob er seine Hände und segnete sie. Und es geschah, während er sie segnete, verließ er sie und wurde zum Himmel emporgehoben. Sie aber fielen vor ihm nieder. Dann kehrten sie in großer Freude nach Jerusalem zurück. Und sie waren immer im Tempel und priesen Gott« (Lk 24,50-53).

* * *

Liebe Brüder und Schwestern!

In diesem Jahr hatte ich beschlossen, am Donnerstag, 21. Mai, dem Hochfest Christi Himmelfahrt, an Eurer Jahresvollversammlung teilzunehmen. Dann wurde die Versammlung abgesagt aufgrund der Pandemie, die uns alle betrifft. Und daher möchte ich an Euch alle diese Botschaft richten, um Euch dennoch das mitzuteilen, was mir am Herzen liegt. Dieses christliche Fest erscheint mir in den unvorstellbaren Zeiten, die wir derzeit erleben, noch beeindruckender für den Weg und die Sendung eines jeden von uns und der ganzen Kirche.

Wir feiern die Himmelfahrt als Fest, aber sie ist das Gedächtnis des Abschieds Jesu von seinen Jüngern und von dieser Welt. Der Herr fährt in den Himmel auf, und in der östlichen Liturgie wird vom Staunen der Engel gesprochen, als sie einen Menschen sehen, der in seinem Fleisch zur Rechten des Vaters auffährt. Aber während Christus im Begriff ist, in den Himmel aufzufahren, scheinen die Jünger – obwohl sie ihn als Auferstandenen gesehen haben – noch nicht gut verstanden zu haben, was geschehen ist. Er will mit der Vollendung seines Reiches beginnen, und sie verlieren sich noch immer hinter ihren eigenen Vorstellungen. Sie fragen ihn, ob er das Reich für Israel wiederherstellt (vgl. *Apg* 1,6). Als Christus sie jedoch verlässt, sind sie nicht traurig, sondern kehren vielmehr »in großer Freude« nach Jerusalem zurück, wie *Lukas* schreibt (vgl. 24,52). Das wäre seltsam, wenn nicht etwas geschehen wäre. Und in der Tat hat Jesus ihnen bereits die Kraft des Heiligen Geistes verheißen, die an Pfingsten auf sie herabkommen wird. Das ist das Wunder, das die Dinge verändert. Und sie werden sicherer, wenn sie alles dem Herrn anvertrauen. Sie sind in großer Freude. Und die Freude in ihnen ist die Fülle des Trostes, die Fülle der Gegenwart des Herrn.

Paulus schreibt an die Galater, dass die vollkommene Freude der Apostel nicht die Auswirkung von Empfindungen ist, die zufrieden und froh machen. Es ist eine überfließende Freude, die man nur als Frucht und Geschenk des Heiligen Geistes erfahren kann (vgl. 5,22). Die Freude des Heiligen Geistes zu empfangen ist eine Gnade. Es ist die einzige Kraft, die wir haben können, um das Evangelium zu verkündigen, um den Glauben an den Herrn zu bekennen. Der Glaube bedeutet, die Freude zu bezeugen, die der Herr uns schenkt. Eine solche Freude kann man sich nicht selber schenken.

Bevor er wegging, sagte Jesus zu den Seinen, dass er ihnen den Heiligen Geist, den Tröster, senden würde. Und so hat er dem Heiligen Geist auch das apostolische Werk der Kirche anvertraut, die ganze Geschichte hindurch, bis zu seiner Wiederkehr. Das Geheimnis der Himmelfahrt, zusammen mit der Ausgießung des Geistes an Pfingsten, gibt der Sendung der Kirche für immer ihre innerste Prägung: das Werk des Heiligen Geistes zu sein und nicht die Folge unserer Überlegungen und Absichten. Das ist der Wesenszug, der die Mission fruchtbar machen und sie vor jeder vermeintlichen Selbstgenügsamkeit bewahren kann, vor der Versuchung, das Fleisch Christi – der in den Himmel aufgefahren ist – für die eigenen klerikalen Machtpläne in Beschlag zu nehmen.

Wenn man in der Mission der Kirche nicht das gegenwärtige und wirkkräftige Werk des Heiligen Geistes erkennt und anerkennt, dann sind selbst die Worte der Mission – auch die präzisesten, auch die bestdurchdachten – gleichsam zu »Reden menschlicher Weisheit« geworden, die benutzt werden, um sich selbst zu verherrlichen oder die eigene innere Wüste zu entfernen und zu kaschieren.

Die Freude des Evangeliums

Das Heil ist die Begegnung mit Jesus, der uns liebt und uns vergibt, der uns den Geist sendet, der uns tröstet und uns verteidigt. Das Heil ist nicht die Folge unserer missionarischen Initiativen und auch nicht unseres Redens über die Menschwerdung des Wortes. Für jeden kann das Heil nur erlangt werden durch den Blick der Begegnung mit ihm, der uns ruft. Darum kann das Geheimnis der besonderen Liebe nur in einem Impuls der Freude, der Dankbarkeit beginnen. Die Freude des Evangeliums, die »große Freude« der armen Frauen, die am Ostermorgen zum Grab Christi gegangen waren und es leer vorgefunden hatten und die dann als erste dem auferstandenen Christus begegneten und zu den anderen eilten, um es ihnen zu sagen (vgl. *Mt* 28,8-10). Nur so kann die Tatsache, auserwählt und besonders geliebt zu sein, die Herrlichkeit des auferstandenen Christus vor der ganzen Welt bezeugen.

Zeugen sind in jeder menschlichen Situation jene, die bezeugen, was von einem anderen vollbracht wird. In diesem Sinne, und nur in diesem Sinne, können wir Zeugen Christi und seines Geistes sein. Nach der Himmelfahrt zogen, wie am Ende des *Evangeliums nach Markus* berichtet wird, die Apostel und die Jünger aus »und verkündeten überall. Der Herr stand ihnen bei und bekräftigte das Wort durch die Zeichen, die es begleiteten« (16,20). Christus bezeugt mit seinem Geist sich selbst durch die Werke, die er in uns und mit uns vollbringt. Die Kirche – erklärte der heilige Augustinus – würde nicht den Herrn bitten, dass der Glaube jenen geschenkt werden möge, die Christus nicht kennen, wenn sie nicht glauben würde, dass es der Herr ist, der unsere Herzen in seinen Händen hat. Denn wenn die Kirche ihn um diese Dinge bäte, aber meinte, sie sich selbst geben zu können, dann wären alle ihre Gebete nicht echt, sondern von kirchlichem Konformismus auferlegte leere Formeln, Floskeln, Förmlichkeiten (vgl. *Die Gabe der Beharrlichkeit. An Prosperus und Hilarius*, 23,63).

Wenn man nicht anerkennt, dass der Glaube ein Geschenk Gottes ist, dann haben auch die Gebete, die die Kirche an ihn richtet, keinen Sinn. Und sie bringen keine aufrichtige Leidenschaft für die Glückseligkeit und das Heil der anderen und derer, die den auferstandenen Christus nicht kennen, zum Ausdruck – auch wenn man seine Zeit damit verbringt, die Bekehrung der Welt zum Christentum zu organisieren.

Himmelfahrt Christi, Benvenuto Tisi da Garofalo (1519/20).

Es ist der Heilige Geist, der den Glauben in den Herzen entzündet und bewahrt, und diese Tatsache anzuerkennen ändert alles. Denn der Geist entzündet und beseelt die Mission. Er gibt ihr die »genetische« Prägung, die Akzente und die einzigartigen Beweggründe, die die Verkündigung des Evangeliums und das Bekenntnis des christlichen Glaubens zu etwas anderem machen als jedweder politische oder kulturelle, psychologische oder religiöse Proselytismus.

Viele dieser Wesenszüge der Mission habe ich im Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* erwähnt. Ich greife einige noch einmal auf.

Anziehungskraft. Das Geheimnis der Erlösung ist in die Welt hineingekommen und wirkt beständig in ihr durch eine Anziehungskraft, die das Herz der Männer und Frauen gewinnen kann, weil sie anziehender ist und erscheint als die Verführungen, die den Egoismus ansprechen, die Folge der Sünde. »Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater, der mich gesandt hat, ihn zieht«, sagt Jesus im *Evangelium nach Johannes* (6,44). Die Kirche hat immer wieder gesagt, dass man darum Jesus nachfolgt und sein Evangelium verkündigt: durch die von Christus selbst und von seinem Geist gewirkte Anziehungskraft. Die Kirche – so Papst Benedikt XVI. – wächst in der Welt durch Anziehung und nicht durch Proselytismus (vgl. *Predigt in der Eucharistiefeier zur Eröffnung der V. Generalversammlung der Bischöfe von Lateinamerika und der Karibik*, Aparecida, 13. Mai 2007; in *O.R. dt.*, Nr. 21, hier S. 11). Der heilige Augustinus sagte, dass Christus sich uns offenbart, indem er uns anzieht. Und um diese Anziehungskraft zu veranschaulichen, zitierte er den Dichter Vergil, demzufolge jeder von dem angezogen wird, was ihm Lust bereitet. Jesus überzeugt nicht nur unseren Willen, sondern zieht auch unsere Lust an (vgl. *Kommentar zum Johannesevangelium*, 26,4). Wenn man Jesus nachfolgt und glücklich ist, von ihm angezogen zu werden, dann merken es die anderen. Und sie können darüber staunen. Die Freude, die in jenen durchscheint, die von Christus und von seinem Geist angezogen sind, ist das, was jede missionarische Initiative fruchtbar machen kann.

Dankbarkeit und Unentgeltlichkeit. Die Freude, das Evangelium zu verkündigen, erglänzt immer vor dem Hintergrund einer dankbaren Erinnerung. Die Apostel haben nie den Augenblick vergessen, in dem Jesus ihr Herz berührt hat: »Es war um die zehnte Stunde« (*Joh* 1,39). Die Geschichte der Kirche erstrahlt, wenn in ihr die Dankbarkeit für die unentgeltliche Initiative Gottes zum Ausdruck kommt, denn es ist »nur

Fortsetzung auf Seite 11

Botschaft an die Päpstlichen Missionswerke

Fortsetzung von Seite 10

Gott, der wachsen lässt« (*1 Kor* 3,7). Die besondere Liebe des Herrn überrascht uns, und das Staunen kann von seinem Wesen her von uns weder besessen noch erzwungen werden. Man kann nicht »aus Zwang staunen«. Nur so kann das Wunder der Unentgeltlichkeit, der unentgeltlichen Selbsthingabe blühen. Auch den missionarischen Eifer kann man nie durch Erwägung oder Berechnung erlangen. Sich »in den Zustand der Mission« zu versetzen ist ein Reflex der Dankbarkeit. Es ist die Antwort dessen, der von der Dankbarkeit dem Geist gegenüber fügsam gemacht wird und der daher frei ist. Ohne die Wahrnehmung der besonderen Liebe des Herrn, die dankbar macht, würden sogar die Erkenntnis der Wahrheit und die Erkenntnis Gottes selbst – zur Schau gestellt wie ein Besitz, den man aus eigener Kraft erlangt – zum »Buchstaben, der tötet« (vgl. *2 Kor* 3,6), wie der heilige Paulus und der heilige Augustinus als Erste gezeigt haben. Nur in der Freiheit der Dankbarkeit erkennt man wirklich den Herrn. Es nützt dagegen nichts und ist vor allem unpassend, die Mission und die Verkündigung des Evangeliums immer wieder so darzustellen als seien sie eine verbindliche Pflicht, eine Art »Vertragspflicht« der Getauften.

Demut. Wenn die Wahrheit und der Glaube, wenn die Glückseligkeit und das Heil nicht unser Besitz sind, wenn sie kein Ziel sind, das wir durch unsere Verdienste erlangen, dann kann das Evangelium Christi nur mit Demut verkündigt werden. Man darf nie meinen, der Sendung der Kirche zu dienen, indem man als einzelne und durch die Apparate Überheblichkeit an den Tag legt, mit dem Hochmut dessen, der auch das Geschenk der Sakramente und die wahrhaftigsten Worte des christlichen Glaubens entstellt – wie eine Beute, die man sich verdient hat. Man kann nicht aus Anstand demütig sein oder um einnehmend zu wirken. Man ist demütig, wenn man Christus nachfolgt, der zu den Seinen gesagt hat: »Lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig« (*Mt* 11,29). Der heilige Augustinus fragt sich, wieso Jesus sich nach der Auferstehung nur seinen Jüngern gezeigt hat und nicht jenen, die ihn gekreuzigt hatten. Und er antwortete, dass Jesus nicht den Eindruck vermitteln wollte, »seine Mörder irgendwie herauszufordern. Denn es war ihm wichtiger, seine Freunde die Demut zu lehren als den Feinden die Wahrheit vorzuwerfen« (*Predigt* 284,6).

Erleichtern, nicht verkomplizieren. Ein weiterer Wesenszug des echten Missionswerks verweist auf die Geduld Jesu, der auch in den Berichten des Evangeliums die Wachstumsschritte der Menschen stets mit Barmherzigkeit begleitet hat. Ein kleiner Schritt inmitten der großen menschlichen Begrenztheit kann das Herz Gottes mehr erfreuen als die großen Sprünge dessen, der im Leben ohne große Schwierigkeiten vorangeht. Ein missionarisches Herz erkennt den konkreten Zustand, in dem sich die konkreten Menschen befinden, mit ihren Grenzen, Sünden, Schwächen, und wird »den Schwachen ein Schwacher« (vgl. *1 Kor* 9,22). In die Mission »aufzubrechen«, um in die menschlichen Randgebiete zu gelangen, bedeutet nicht, ohne Richtung und ohne Sinn herumzuirren, wie ungeduldige Händler, die sich beklagen, dass die Leute zu unkultiviert und primitiv seien, um an ihren Waren interessiert zu sein. Manchmal geht es darum, den Schritt zu verlangsamen, um jene zu begleiten, die am Straßenrand zurückgeblieben sind.

Manchmal muss man den Vater aus dem Gleichnis vom verlorenen Sohn nachahmen, der die Türen offenlässt und jeden Tag den Horizont absucht und auf die Rückkehr seines Sohnes wartet (vgl. *Lk* 15,20). Die Kirche ist keine Zollstation, und wer in irgendeiner Weise an der Sendung der Kirche teilhat, darf dem bereits mühsamen Leben der Menschen keine unnötigen Lasten hinzufügen, darf ihnen keine schwierigen und mühsamen Bildungswege auferlegen, um das zu genießen, was der Herr mit Leichtigkeit schenkt. Man darf dem Wunsch Jesu, der für jeden von uns betet und der alle heilen, alle retten will, keine Hindernisse in den Weg legen.

Nähe im »konkreten« Leben. Jesus ist seinen ersten Jüngern am Ufer des Sees Genesaret begegnet, während sie mit ihrer Arbeit beschäftigt waren. Er ist ihnen nicht auf einem Kongress oder auf einem Bildungsseminar oder im Tempel begegnet. Schon immer hat die Heilsverkündigung Jesu die Menschen dort erreicht, wo sie sind, und so wie sie sind, in ihrem konkreten Leben. Das tägliche Leben aller Menschen, die Anteilnahme an den Nöten, Hoffnungen und Problemen aller: Das ist der Ort und die Situation, in der jene, die die Liebe Christi erkannt und die Gabe des Heiligen Geistes empfangen haben, allen, die darum bitten, Rechenschaft ablegen können vom Glauben, von der Hoffnung und von der Liebe – unterwegs mit den anderen, an der Seite aller Menschen. Vor allem in der Zeit, in der wir leben, geht es nicht darum, »anspruchsvolle« Bildungswege zu erfinden, Parallelwelten zu schaffen, mediale Blasen zu errichten, um die eigenen Slogans, die eigenen Lippenbekenntnisse ertönen zu lassen, reduziert auf einen beruhigenden »Nominalismus, der sich in Erklärungen erschöpft«. Ich habe bereits an anderer Stelle zum Beispiel erwähnt, dass es in der Kirche Menschen gibt, die mit Nachdruck den Slogan benutzen: »Dies ist die Stunde der Laien!« Aber inzwischen scheint die Uhr stehengeblieben zu sein.

Der »sensus fidei« des Gottesvolkes. Es gibt eine Wirklichkeit in der Welt, die eine Art »Gespür« für den Heiligen Geist und sein Wirken hat. Es ist das Gottesvolk, das von Jesus berufen und besonders geliebt ist und das ihn seinerseits beständig sucht und in der Mühsal des Lebens immer nach ihm fragt. Das Gottesvolk bettelt um die Gabe seines Geistes: Es vertraut seine Erwartungen den einfachen Worten der Gebete an und macht es sich nie in der Anmaßung der eigenen Selbstgenügsamkeit bequem. Das heilige Gottesvolk, vom Herrn versammelt und gesalbt, ist kraft dieser Salbung »in credendo« unfehlbar, wie die Überlieferung der Kirche lehrt. Das Wirken des Heiligen Geistes versieht das gläubige Volk mit einem »Gespür« für den Glauben – dem »sensus fidei« –, das ihm hilft, sich nicht zu irren, wenn es an die Dinge Gottes glaubt, auch wenn es keine theologischen Argumentationen und Formeln kennt, um die Gaben zu definieren, die es erfährt. Das Geheimnis des pilgernden Volkes, das mit seiner volkstümlichen Spiritualität die Wallfahrtsorte aufsucht und sich Jesus, Maria und den Heiligen anvertraut, schöpft aus der freien und unentgeltlichen Initiative Gottes, die seinem Wesen entspricht, ohne pastoralen Aktionsplänen folgen zu müssen.

Besondere Liebe zu den Geringen und den Armen. Jeder missionarische Impuls bringt, wenn er vom Heiligen Geist ausgeht, die besondere Liebe zu den Armen und den Geringen zum Ausdruck, als Zeichen und Abglanz der besonderen Liebe des Herrn zu ihnen. Die Menschen, die in missionarische Initiativen und Strukturen der Kirche unmittelbar eingebunden sind, dürfen ihre mangelnde Aufmerksamkeit gegenüber den Armen nie mit der – in gewissen klerikalen Kreisen sehr verbreiteten – Ausrede rechtfertigen, ihre Kräfte auf Anliegen ausrichten zu müssen, die für die Mission Vorrang haben. Die besondere Liebe zu den Armen ist für die Kirche keine Wahloption.

Die oben beschriebenen Dynamiken und Ansätze gehören zur Mission der Kirche, die vom Heiligen Geist beseelt ist. Gewöhnlich wird in den kirchlichen Verlautbarungen und Diskursen die Notwendigkeit des Heiligen Geistes als Quelle der Mission der Kirche anerkannt und bestätigt. Es kommt jedoch auch vor, dass diese Anerkennung auf eine Art »offizieller Ehrerweisung« gegenüber der Allerheiligsten Dreifaltigkeit reduziert wird, auf eine konventionelle Eingangsformulierung für theologische Vorträge und Pastoralpläne. Es gibt in der Kirche viele Situationen, in denen der Primat der Gnade nur mehr ein theoretisches Postulat, eine abstrakte Formel ist. Es kommt vor, dass viele mit der Kirche verbundene Initiativen und Körperschaften, statt das Wirken des Heiligen Geistes durchscheinen zu lassen, am Ende nur die eigene Selbstbezogenheit bezeugen. Viele kirchliche Apparate auf allen Ebenen scheinen davon besessen zu sein, sich selbst und die eigenen Initiativen zu fördern. So als wäre das das Ziel und der Horizont ihrer Mission.

Bis hierher wollte ich Kriterien und Anregungen für die Sendung der Kirche, die ich im Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* ausführlicher dargelegt habe, noch einmal aufgreifen und vorschlagen. Ich habe das getan, weil ich glaube, dass es auch für die POM nützlich und fruchtbar – und unaufschiebbar – ist, sich auf diesem Abschnitt ihres Weges mit jenen Kriterien und Vorschlägen auseinanderzusetzen.

Die Päpstlichen Missionswerke und die Gegenwart: zu entwickelnde Begabungen, zu vermeidende Versuchungen und Krankheiten

Wohin soll man schauen für die Gegenwart und die Zukunft der POM? Welcher Ballast droht dagegen, ihren Weg zu beschweren?

In der Gestalt, ich würde sogar sagen in der Identität, der Päpstlichen Missionswerke sind gewisse Merkmale erkennbar – einige sind sozusagen »genetisch«, andere im Laufe der Geschichte erworben –, die oft vernachlässigt oder als selbstverständlich betrachtet werden. Dennoch können gerade diese Merkmale, vor allem in der heutigen Zeit, den Beitrag dieses »Netzwerks« zur universalen Sendung, zu der die ganze Kirche berufen ist, bewahren und wertvoll machen.

– Die Missionswerke sind spontan entstanden, aus dem missionarischen Eifer heraus, der durch den Glauben der Getauften zum Ausdruck kommt. Es ist und bleibt ein innerer Einklang, eine Vertrautheit zwischen den Missionswerken und dem unfehlbaren »sensus fidei« des gläubigen Gottesvolkes »in credendo«.

– Die Missionswerke sind von Anfang an »zweigleisig« gefahren – oder besser gesagt an zwei Dämmen entlang, die immer parallel verlaufen und die in ihrer Elementarität dem Herzen des Gottesvolkes von jeher vertraut sind: das Gebet und die Liebe, in Form von Almosen, die »aus dem Tod retten, von aller Sünde reinigen« (vgl. *Tob* 12,9), der eifrigen Liebe, die »viele Sünden zudeckt« (vgl. *1 Petr* 4,8). Die Initiatoren der Missionswerke, begonnen bei Pauline Jaricot, haben die Gebete und die Werke, denen sie ihre Wünsche in Bezug auf die Verkündigung des Evangeliums anvertraut haben, nicht erfunden, sondern sie einfach dem unerschöpflichen Schatz der dem Gottesvolk auf seinem Weg in der Geschichte vertrauten und gewohnten Gesten entnommen.

– Die Missionswerke, die im Leben des Gottesvolkes unentgeltlich entstanden sind, wurden aufgrund ihrer einfachen und konkreten Gestalt von der Kirche in Rom und ihren Bischöfen anerkannt und wertgeschätzt. Diese haben im vergangenen Jahrhundert darum gebeten, sie als besonderes Werkzeug des Dienstes, den sie der Universalkirche leisten, annehmen zu dürfen. Auf diese Weise wurden diese Werke als »Päpstlich« qualifiziert. Von jenem Augenblick an tritt das Merkmal der POM als Werkzeug im Dienst zur Unterstützung der Teilkirchen zutage, in der Verkündigung des Evangeliums. Ebenso haben sich die Päpstlichen Missionswerke mit Fügsamkeit als Werkzeug im Dienst der Kirche angeboten, innerhalb des universalen Dienstes, der vom Papst und von der Kirche in Rom durchgeführt wird, die den »Vorsitz in der Liebe« führt.

Auf diese Weise haben die POM, durch ihren eigenen Weg und ohne in schwierige theologische Dispute einzutreten, die Argumente derer widerlegt, die, auch in kirchlichen Kreisen, Charismen und Institutionen auf unpassende Weise in Gegensatz zueinander stellen und die Beziehungen zwischen ihnen stets durch eine trügerische »Dialektik der Prinzipien« betrachten. In der Kirche werden dagegen auch die bleibenden Strukturelemente – wie die Sakramente, das Priesteramt und die Apostolische Sukzession – vom Heiligen Geist beständig neu geschaffen. Die Kirche kann nicht über sie verfügen wie über einen Gegenstand, der in ihrem Besitz ist (vgl. Kardinal Joseph Ratzinger, *Die kirchlichen Bewegungen und ihr theologischer Ort.* Vortrag auf dem Weltkongress der kirchlichen Bewegungen, Rom, 27.-29. Mai 1998; in: Joseph Ratzinger, *Gesammelte Schriften*, Bd. 8/1: Kirche – Zeichen unter den Völkern, Hrsg. Gerhard Ludwig Müller, Freiburg i.Br. 2010, S. 363-390).

– Die Missionswerke wurden von ihrer ersten Verbreitung an als flächendeckendes Netzwerk strukturiert, das im Gottesvolk verbreitet ist. Es ist fest verankert, ja sogar »immanent« vorhanden im Netzwerk der früher entstandenen Institutionen und Wirklichkeiten des kirchlichen Lebens, wie Diözesen, Pfarreien, Ordensgemeinschaften. Die besondere Berufung der in den Missionswerken tätigen Personen wurde nie als ein alternativer Weg, als »äußere« Zugehörigkeit gegenüber den gewöhnlichen Lebensformen der Teilkirchen erlebt und wahrgenommen. Der Aufruf, für die Mission zu beten und Geldmittel zu sammeln, wurde immer als Dienst an der kirchlichen Gemeinschaft getätigt.

– Die Missionswerke, die im Laufe der Zeit zu einem in allen Kontinenten verbreiteten Netzwerk geworden sind, spiegeln bereits in ihrer Struktur die Vielfalt der Akzente, Lebensbedingungen, Probleme und Gaben wider, die das Leben der Kirche an den verschiedenen Orten der Welt prägen: eine Pluralität, die vor ideologischen Vereinheitlichungen und kultureller Einseitigkeit schützen kann. In diesem Sinne kann man auch durch die POM das Geheimnis der Universalität der Kirche erfahren, in der das unablässige Wirken des Heiligen Geistes die Harmonie zwischen den verschiedenen Stimmen schafft, während

Fortsetzung auf Seite 12

Botschaft an die Päpstlichen Missionswerke

Fortsetzung von Seite 11

der Bischof von Rom mit seinem Dienst der Liebe, der auch durch die Päpstlichen Missionswerke ausgeübt wird, die Einheit des Glaubens bewahrt.

Alle bisher beschriebenen Merkmale können den Päpstlichen Missionswerken helfen, sich den Gefahren und Krankheiten zu entziehen, die auf ihrem Weg und auf dem vieler anderer kirchlicher Einrichtungen lauern. Ich möchte auf einige hinweisen.

Zu vermeidende Gefahren

Selbstbezogenheit. Kirchliche Organisationen und Körperschaften sind trotz aller guten Absichten der Einzelnen am Ende manchmal selbstbezogen und widmen ihre Kraft und Aufmerksamkeit vor allem der Selbstförderung und dem Lobpreis der eigenen Initiativen als Eigenwerbung. Andere scheinen davon besessen zu sein, ihre Relevanz und ihre Räume innerhalb der Kirche ständig neu zu definieren, mit der Rechtfertigung, ihrer Sendung bessere Impulse zu geben. Auf diese Weise – so sagte einmal der damalige Kardinal Joseph Ratzinger – nährt man auch die falsche Vorstellung, dass ein Mensch umso mehr ein Christ sei, je mehr er in kirchliche Aktivitäten eingebunden sei, während in Wirklichkeit fast alle Getauften den Glauben, die Hoffnung und die Liebe in ihrem Alltag leben, ohne je in kirchlichen Komitees aufgetaucht zu sein und ohne sich um die neuesten kirchenpolitischen Entwicklungen zu kümmern (vgl. *Eine Gemeinschaft auf dem Weg. Von der Kirche und ihrer immerwährenden Erneuerung*, in: Joseph Ratzinger, *Gesammelte Schriften*, Bd. 8/2: Kirche – Zeichen unter den Völkern, Hrsg. Gerhard Ludwig Müller, Freiburg i.Br. 2010, S. 1216-1230).

Führungsanspruch. Manchmal passiert es, dass Institutionen und Körperschaften, die entstanden sind, um den Kirchengemeinden zu helfen, indem sie den Gaben dienen, die vom Heiligen Geist in ihnen erweckt wurden, im Laufe der Zeit den Anspruch erheben, eine Oberherrschaft und Kontrollfunktionen gegenüber den Gemeinden auszuüben, denen sie dienen sollten. Diese Haltung ist fast immer von der Anmaßung begleitet, die Rolle von »Hütern« zu spielen, die den anderen Legitimierungslizenzen erteilen. Tatsächlich verhält man sich in diesen Fällen so, als ob die Kirche ein Produkt unserer Analysen, unserer Pläne, Vereinbarungen und Entscheidungen sei.

Elitedenken. Unter denen, die zu Körperschaften und organisierten Wirklichkeiten in der Kirche gehören, fasst manchmal ein elitäres Empfinden Fuß, die unausgesprochene Idee, einem Adel anzugehören. Einer höheren Klasse von Fachleuten, die versucht, die eigenen Räume im Einverständnis oder im Wettbewerb mit anderen kirchlichen Eliten zu erweitern und die ihre Mitglieder nach den weltlichen Systemen und der Logik der Militanz oder technisch-professioneller Kompetenz ausbildet, immer mit dem Ziel vor Augen, die eigenen oligarchischen Vorrechte zu fördern.

Absonderung vom Volk. Die elitäre Versuchung in einigen mit der Kirche verbundenen Wirklichkeiten ist manchmal begleitet von einem Gefühl der Überlegenheit und der Unduldsamkeit gegenüber der Menge der Getauften, gegenüber dem Gottesvolk, das vielleicht die Pfarrgemeinden und Heiligtümer besucht, aber nicht aus »Aktivisten« besteht, die in katholischen Organisationen beschäftigt sind. In solchen Fällen wird auch das Gottesvolk als eine träge Masse betrachtet, die stets neu beseelt und mobilisiert werden muss durch eine »Bewusstwerdung«, die durch Argumentationen, Mahnungen, Belehrungen angeregt werden muss. Man tut so, als sei die Glaubensgewissheit die Folge von überzeugenden Diskursen oder von Bildungsmethoden.

Abstraktion. Wenn mit der Kirche verbundene Körperschaften und Wirklichkeiten selbstbezogen werden, verlieren sie den Kontakt mit der Wirklichkeit und erkranken an Abstraktion. Es mehren sich nutzlose Orte strategischer Planung, um Projekte und Leitlinien zu erstellen, die nur zur Selbstförderung derer dienen, die sie erfinden. Man greift die Probleme auf und seziert sie in intellektuellen Laboratorien, wo alles gezähmt wird und den gewünschten ideologischen Anstrich bekommt. Wo alles außerhalb des realen Kontexts zum Götzenbild erstarren kann, auch die Bezugnahmen auf den Glauben und die verbalen Hinweise auf Jesus und auf den Heiligen Geist.

Das Pfingstereignis: Der Heilige Geist kommt in Feuerzungen auf die Jünger herab.

Funktionalismus. Die selbstbezogenen und elitären Organisationen, auch innerhalb der Kirche, sind letztlich oft auf die Nachahmung weltlicher Erfolgsmodelle ausgerichtet – wie jener, die vom erbitterten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wettbewerb auferlegt werden. Die Wahl des Funktionalismus garantiert die Illusion einer ausgewogenen »Problembereinigung«, um die Dinge unter Kontrolle zu halten, die eigene Relevanz zu vergrößern und den Alltag besser zu bewältigen. Aber wie ich bereits im Rahmen unserer Begegnung im Jahr 2016 gesagt habe, ist eine Kirche, die Angst hat, sich der Gnade Christi anzuvertrauen, und die auf die Leistungsfähigkeit der Apparate ausgerichtet ist, bereits tot, selbst wenn die Strukturen und Pläne, die »selbstbeschäftigten« Klerikern und Laien zugutekommen, noch jahrhundertelang Bestand haben sollten.

Ratschläge für den Weg

Im Hinblick auf die Gegenwart und Zukunft und auf der Suche auch auf dem Weg der POM nach Ressourcen, um die Gefahren des Weges zu überwinden und voranzugehen, erlaube ich mir, einige Ratschläge zu geben, um Eure Entscheidungsfindung zu unterstützen. Da Ihr auch einen Weg zum Überdenken der POM eingeschlagen habt, der an den Weisungen des Papstes inspiriert sein soll, unterbreite ich Eurer Aufmerksamkeit allgemeine Kriterien und Anregungen, ohne ins Detail zu gehen, auch weil die verschiedenen Umfelder Anpassungen und Varianten erfordern können.

1) Soweit Ihr könnt und ohne zu viele Überlegungen darüber anzustellen, sorgt dafür, dass die Einbindung der POM in das Gottesvolk, ihre Zugehörigkeit zum wirklichen Leben, in dem sie entstanden sind, gewahrt bleibt oder neu entdeckt wird. Ein tieferes »Eintauchen« in das wirkliche Leben der Menschen, so wie es ist, wird guttun. Es tut allen gut, aus der Verschlossenheit der eigenen inneren Problematiken herauszukommen, wenn man Jesus nachfolgt. Es lohnt sich, sich in die konkreten Lebensumstände hineinzubegeben und auch die flächendeckende Arbeit und die Kontakte der POM in ihrer Einbindung in das kirchliche Netzwerk (Diözesen, Pfarreien, Gemeinden, Gruppen) zu pflegen oder zu versuchen, sie wiederherzustellen. Wenn man die eigene Zugehörigkeit zum Gottesvolk mit seinen Licht- und Schattenseiten an die erste Stelle setzt, kann man auch der Gefahr der Abstraktion besser entfliehen. Man muss nicht immer mehr Vorschläge formulieren, sondern vielmehr Antworten auf wirkliche Fragen und Bedürfnisse geben. Vielleicht können aus dem direkten Kontakt mit dem wirklichen Leben und nicht aus geschlossenen Zirkeln oder aus theoretischen Analysen der eigenen inneren Dynamiken auch nützliche Eingebungen kommen, um die eigenen Vorgehensweisen zu verändern und zu verbessern und sie an die verschiedenen Umfelder und Lebensbedingungen anzupassen.

2) Ich schlage vor, dafür zu sorgen, dass die wesentliche Struktur der POM mit der Praxis des Gebets und der Sammlung von Geldern für die Mission verbunden bleibt. Sie ist gerade aufgrund ihrer Elementarität und ihrer Konkretheit wertvoll und liebgewonnen. Sie bringt die Affinität der POM zum Glauben des Gottesvolkes zum Ausdruck. Mit aller erforderlichen Flexibilität und Anpassung sollte dieser Grundentwurf der POM nicht in Vergessenheit geraten oder völlig verändert werden. Zum Herrn beten, auf dass er die Herzen für das Evangelium öffnen möge, und alle bitten, dass sie das Missionswerk auch konkret unterstützen mögen: Darin liegt eine Einfachheit und eine Konkretheit, die alle mit Freude wahrnehmen können in der heutigen Zeit, in der man auch aufgrund der Geißel der Pandemie überall den Wunsch verspürt, allem zu begegnen und nahe zu bleiben, was einfach Kirche ist. Sucht ruhig neue Wege, neue Formen für euren Dienst. Es ist dafür jedoch nicht nötig, das, was einfach ist, zu verkomplizieren.

3) Die POM sind ein Werkzeug, das der Mission in den Teilkirchen dient, im Horizont der Mission der Kirche, die immer die ganze Welt umfasst, und sie müssen so gelebt werden. Darin besteht ihr stets wertvoller Beitrag zur Verkündigung des Evangeliums. Wir sind alle aufgerufen, aus Liebe und Dankbarkeit, auch mit euren Werken, die Keimzellen des theologischen Lebens, die der Geist Christi hervorsprießen und wachsen lässt, wo er will, auch in den Wüsten, zu bewahren. Bittet im Gebet in erster Linie darum, dass der Herr uns alle bereit machen möge, die Zeichen seines Wirkens zu erkennen, um sie dann der ganzen Welt zu zeigen. Nur das kann nützen: zu bitten, dass für uns, in unserem tiefsten Herzen, die Anrufung des Heiligen Geistes nicht auf einen unfruchtbaren Wortreichtum unserer Versammlungen und unserer Predigten reduziert sein möge. Es nützt dagegen nichts, theoretische Überlegungen über Super-Strategen oder »Leitungszentralen« der Mission anzustellen, an die man – als angebliche unbescheidene »Hüter« der missionarischen Dimension der Kirche – die Aufgabe delegieren kann, den missionarischen Geist zu wecken oder den anderen die Lizenz zur Missionsarbeit zu erteilen. Wenn in einigen Situationen der Missionseifer schwindet, dann ist es ein Zeichen dafür, dass der Glaube schwindet. Und in diesen Fällen macht der Anspruch, die verlöschende Flamme mit Strategien und Diskursen wiederzubeleben, sie letztlich noch schwächer und führt nur dazu, dass die Wüste sich weiter ausbreitet.

4) Der von den POM durchgeführte Dienst bringt die Mitarbeiter seinem Wesen nach mit zahllosen Wirklichkeiten, Situationen und Ereignissen in Berührung, die zum großen Fluss des Lebens der Kirche gehören, auf allen Kontinenten. In diesem Fluss kann man vielen Formen der Schwerfälligkeit und der Verkalkung begegnen, die das kirchliche Leben begleiten, aber auch unentgeltlichen Gaben der Heilung und des Trostes, die der Heilige Geist im täglichen Leben derer aussät, die man als die »Mittelschicht der Heiligkeit« bezeichnen könnte. Und Ihr könnt Euch freuen und jubeln und die Begegnungen genießen, die Ihr dank der Arbeit bei den POM machen könnt, und Euch von ihnen überraschen lassen. Ich denke an die vielen Wundergeschichten, von denen man bei Kindern hört, die Jesus vielleicht durch die vom Kindermissionswerk angebotenen Initiativen begegnen. Darum darf Euer Werk nie in einer ausschließlich bürokratisch-professionellen Dimension »sterilisiert« werden. Es darf keine Bürokraten oder Funktionäre der Mission geben. Und Eure Dankbarkeit kann wiederum zum Geschenk und Zeugnis für alle werden. Ihr könnt zur Stärkung aller mit den Mitteln, die Ihr habt, ohne Künstelei auf das Leben von Menschen und Gemeinschaften hinweisen, denen Ihr leichter begegnen könnt als andere: Menschen und Gemeinschaften, in denen das Wunder des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe unentgeltlich erstrahlt.

5) Die Dankbarkeit angesichts der Wunder, die der Herr unter jenen wirkt, die er besonders liebt – unter den Armen und Geringen, denen er die Dinge offenbart, die den Weisen verborgen sind (vgl. *Mt* 11,25-26) – kann es auch für Euch leichter machen, Euch der Gefahr der Selbstbezogenheit zu entziehen, aus sich selbst herauszukommen und Jesus nachzufolgen. Die Idee einer selbstbezogenen Missionarität, die die Zeit damit verbringt, sich selbst zu betrachten und für die eigenen Initiativen zu beweihräuchern, wäre in sich selbst eine Absurdität. Vergeudet nicht zu viel Zeit und Ressourcen, um eine »Nabelschau zu halten« und Pläne zu erarbeiten, die sich um interne Mechanismen drehen, um Funktionalität und Fähigkeiten des eigenen Apparats. Blickt nach draußen, blickt nicht in den Spiegel. Zerbrecht alle Spiegel im Haus. Die Kriterien denen man folgen muss, auch bei der Umsetzung der Pläne, müssen darauf abzielen, Strukturen und Vorgehensweisen zu erleichtern und flexibel zu machen statt das Netzwerk der POM mit weiteren Apparat-Elementen noch mehr zu belasten. Zum Beispiel sollte sich jeder Nationaldirektor während seiner Amtszeit bemühen, potentielle Nachfolger zu finden. Dabei muss das einzige Kriterium darin bestehen, nicht auf Personen aus dem Freundeskreis oder Kameraden kirchlicher »Seilschaften« hinzuweisen, sondern auf Personen, die mehr missionarischen Eifer als er selbst zu haben scheinen.

6) Was das Sammeln von Geldern betrifft, um die Mission zu unterstützen, so habe ich anlässlich unserer früheren Begegnungen bereits die Gefahr erwähnt, die POM in eine NRO zu verwandeln, die sich ganz und gar der Beschaffung und Verteilung der Gelder widmet. Das hängt mehr davon ab, mit welchem Herzen man es tut, als davon, was man tut. Bei der Sammlung von Geldern kann es natürlich ratsam, ja sogar angemessen sein, auch zeitgemäße Methoden zur Beschaffung von Finanzierungen von Seiten potentieller und verdienstvoller Unterstützer mit Kreativität anzuwenden. Wenn jedoch in einigen Bereichen die Spenden zurückgehen, weil auch das christliche Bewusstsein zurückgeht, dann kann man in diesem Fall versucht sein, das Problem selbst zu lösen, indem man die Wirklichkeit »vertuscht« und auf irgendein effizienteres Spendensystem setzt, das auf die Suche nach großen Spendern geht. Das Leiden über den Rückgang des Glaubens und auch über den Rückgang der Spendengelder darf jedoch nicht verdrängt werden, sondern muss in die Hände des Herrn gelegt werden. Jedenfalls ist es gut, die Bitte um Spenden für die Mission auch weiterhin in erster Linie an die ganze Menge der Getauften zu richten. Dabei muss auch die Kollekte für die Missionen, die in den Kirchen aller Länder im Oktober anlässlich des Weltmissionssonntags durchgeführt wird,

Fortsetzung auf Seite 13

Botschaft an die Päpstlichen Missionswerke

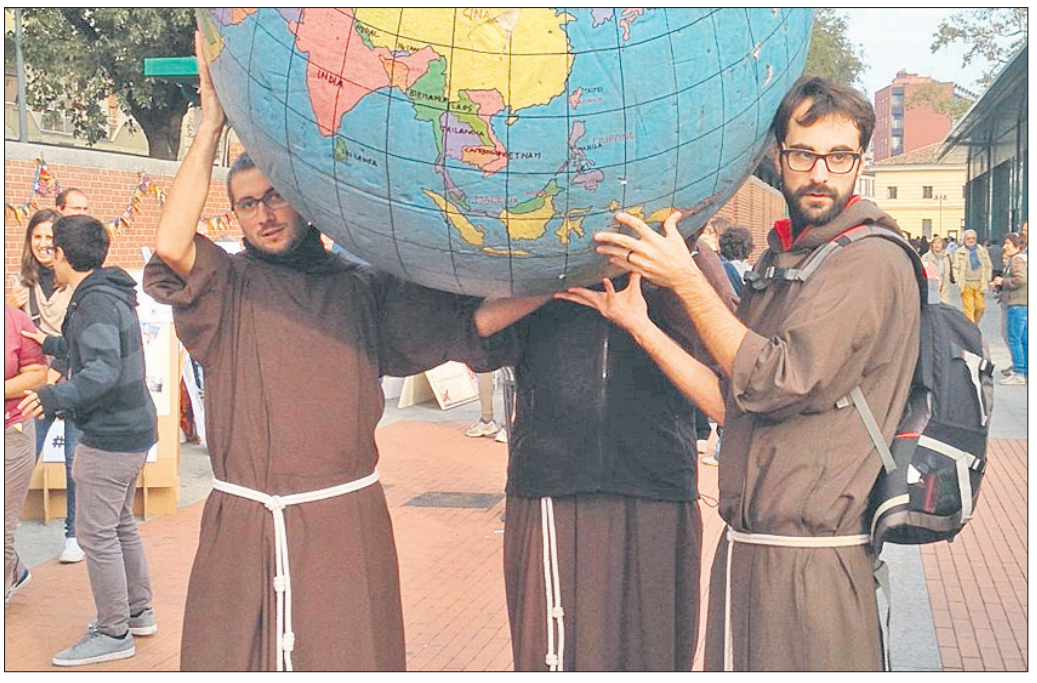
Fortsetzung von Seite 12

wieder in den Vordergrund gestellt werden. Die Kirche geht schon immer voran auch dank des Scherfleins der Witwe, des Beitrags der großen Schar von Menschen, die sich von Jesus geheilt und getröstet fühlen und die darum, aus überfließender Dankbarkeit, das geben, was sie haben.

7) In Bezug auf die Verwendung der erhaltenen Spenden, wägt immer mit angemessenem »sensus Ecclesiae« die Umverteilung der Gelder zur Unterstützung von Strukturen und Projekten ab, die auf unterschiedliche Weise die apostolische Sendung und die Verkündigung des Evangeliums in den verschiedenen Teilen der Welt umsetzen. Man muss stets die konkreten vorrangigen Bedürfnisse der Gemeinschaften vor Augen haben und gleichzeitig Formen der Wohlfahrt vermeiden, die letztlich keine Mittel für den missionarischen Eifer bieten, sondern die Herzen lau werden lassen und auch in der Kirche ein parasitäres Klientelwesen nähren. Zielt darauf ab, mit Eurem Beitrag konkrete Antworten auf objektive Bedürfnisse zu geben, ohne Ressourcen zu verschwenden für Initiativen, die von Abstraktheit oder Selbstbezogenheit geprägt oder die aus dem klerikalen Narzissmus irgendeiner Person hervorgegangen sind. Verfallt nicht in Minderwertigkeitskomplexe oder in die Versuchung, jene hochfunktionalen Organisationen nachzuahmen, die zwar Gelder für gute Zwecke sammeln, diese dann aber zu einem großen Teil verwenden, um den eigenen Apparat zu finanzieren und die eigene Marke zu bewerben. Auch das wird zuweilen zu einem Weg, um vor allem die eigenen Interessen zu pflegen, auch wenn man nach außen hin für die Armen und Notleidenden tätig ist.

8) Was die Armen betrifft, so vergesst auch Ihr sie nicht. Das legten die Apostel Petrus, Johannes und Jakobus beim Konzil von Jerusalem Paulus, Barnabas und Titus ans Herz, die gekommen waren, um über ihre Mission bei den Unbeschnittenen zu sprechen: »Nur sollten wir an die Armen denken« (*Gal* 2,10). Nach dieser Empfehlung organisierte Paulus die Geldsammlungen für die Geschwister der Kirche von Jerusalem (vgl. *1 Kor* 16,1). Die besondere Liebe zu den Armen und Geringen gehörte von Anfang an zur Mission der Verkündigung des Evangeliums. Die geistlichen und leiblichen Werke der Nächstenliebe ihnen gegenüber bringen eine »besondere göttliche Liebe« zum Ausdruck, die an das Glaubensleben aller Christen appelliert, die aufgerufen sind, untereinander so gesinnt zu sein, wie es dem Leben in Jesus entspricht (vgl. *Phil* 2,5).

9) Die POM, mit ihrem in der ganzen Welt verteilten Netzwerk, spiegeln die Vielfalt des »Volkes mit den zahllosen Gesichtern« wider, das durch die Gnade Christi versammelt ist, mit seinem Missionseifer. Dieser Eifer ist nicht immer und überall gleich groß und lebendig. Dennoch kommt er in der gemeinsamen Notwendigkeit, den gestorbenen und auferstandenen Christus zu bekennen, mit verschiedenen Akzenten zum Ausdruck und passt sich an verschiedene Umfelder an. Die Offenbarung des Evangeliums lässt sich mit keiner Kultur identifizieren, und bei der Begegnung mit neuen Kulturen, die die christliche Verkündigung nicht angenommen haben, darf man keine bestimmte kulturelle Form zusammen mit dem Angebot des Evangeliums auferlegen. Heute sollte man sich auch bei der Arbeit der POM nicht zu sehr belasten; ihr unterschiedliches Profil und ihre gemeinsame Bezugnahme auf die Grundzüge des Glaubens sollten gewahrt werden. Auch der Anspruch, die Form der Verkündigung zu vereinheitlichen, vielleicht indem man alles auf Klischees und Slogans setzt, die in gewissen Kreisen bestimmter kulturell oder politisch dominierender Länder in Mode sind, kann einen Schatten auf die Universalität des christlichen Glaubens werfen. In diesem Zusammenhang ist auch die besondere Beziehung der POM



zum Papst und zur Kirche von Rom eine Ressource und eine Unterstützung der Freiheit, die allen hilft, sich vergänglichen Moden, Verflachungen auf einseitige Denkströmungen oder kulturelle Vereinheitlichungen neokolonialistischer Art zu entziehen. Diese Phänomene sind leider auch in kirchlichen Umfeldern zu verzeichnen.

10) Die POM sind in der Kirche keine eigenständige Größe, die im luftleeren Raum steht. Zu ihren Besonderheiten, die stets gepflegt und erneuert werden müssen, gehört die besondere Verbindung mit dem Bischof der Kirche von Rom, die den Vorsitz in der Liebe hat. Es ist schön und tröstlich zu sehen, dass diese Verbindung zum Ausdruck kommen in einer Arbeit, die mit Freude durchgeführt wird, ohne nach Beifall zu streben oder Ansprüche zu erheben: ein Werk, das gerade in seiner Unentgeltlichkeit eng mit dem Dienst des Papstes, des Dieners der Diener Gottes, verbunden ist. Ich bitte Euch, dass das Merkmal Eurer Nähe zum Bischof von Rom genau dies sein möge: die gemeinsame Liebe zur Kirche, Abglanz der Liebe zu Christus, die in der Stille gelebt wird und zum Ausdruck kommt, ohne zu prahlen, ohne das »eigene Territorium« zu markieren. Mit einer täglichen Arbeit, die aus der Liebe und aus ihrem Geheimnis der Unentgeltlichkeit schöpft. Mit einem Werk, das zahllose Menschen unterstützt, die innerlich dankbar sind, aber vielleicht nicht einmal wissen, wem sie danken sollen, weil sie von den POM nicht einmal den Namen kennen. Das Geheimnis der Liebe in der Kirche wird so verwirklicht. Gehen wir auch weiterhin gemeinsam voran, in der Freude darüber, unter den Prüfungen voranzuschreiten, dank der Gaben und der Tröstungen des Herrn. Während wir bei jedem Schritt freudig anerkennen, dass wir unnütze Diener sind, angefangen bei mir.

Schluss

Brecht schwungvoll auf: Auf dem Weg, der Euch erwartet, gibt es viele Dinge zu tun. Wenn es in den Verfahrensweisen Veränderungen gibt, dann ist es gut, wenn diese darauf abzielen, die Lasten zu erleichtern und nicht zu mehren; wenn sie darauf ausgerichtet sind, operative Flexibilität zu gewinnen und nicht weitere starre und stets von Intraversion bedrohte Apparate zu erzeugen. Dabei muss man sich vor Augen halten, dass eine übermäßige Zentralisierung die missionarische Dynamik verkomplizieren kann statt ihr zu helfen. Und auch eine Gestaltung der Initiativen auf rein nationaler Ebene gefährdet die Physiognomie des Netzwerks der POM, ebenso wie den Gabenaustausch zwischen Kirchen und Ortsgemeinden, der als Frucht und spürbares Zeichen der Liebe unter den Brüdern und Schwestern, in der Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom, gelebt wird.

Bittet auf jeden Fall immer darum, dass jede Überlegung, die die Arbeitsgestaltung der POM betrifft, erleuchtet sein möge von der einzigen Sache, die notwendig ist: ein wenig wahre Liebe zur Kirche, als Abglanz der Liebe zu Christus. Ihr erweist Euren Dienst dem apostolischen Eifer, also einem theologischen Lebensantrieb, den nur der Heilige Geist im Gottesvolk wirken kann. Denkt daran, Eure Arbeit gut zu tun, »als ob alles von Euch abhinge, in dem Wissen, dass in Wirklichkeit alles von Gott abhängt« (hl. Ignatius von Loyola). Wie ich bei einer unserer Begegnungen bereits gesagt habe, müsst ihr die Bereitschaft Marias besitzen. Als sie zu Elisabet ging, tat Maria das nicht als eigene Geste: Sie ging hin als Magd des Herrn Jesus, den sie im Schoß trug. Von sich selbst sagte sie nichts; sie brachte nur ihren Sohn und lobte Gott. Nicht sie war die Protagonistin. Sie ging hin als Magd dessen, der auch der einzige Protagonist der Mission ist. Aber sie verlor keine Zeit, sie eilte, um sich um ihre Verwandte zu kümmern. Sie lehrt uns diese Bereitschaft, die Eile der Treue und der Anbetung.

Die Gottesmutter behüte Euch und die Päpstlichen Missionswerke, und es segne Euch ihr Sohn, unser Herr Jesus Christus. Bevor er in den Himmel aufgefahren ist, hat er uns verheißen, dass er immer bei uns sein wird. Bis ans Ende der Zeiten.

Gegeben in Rom,
zu Sankt Johannes im Lateran,
am 21. Mai 2020,
Hochfest Christi Himmelfahrt

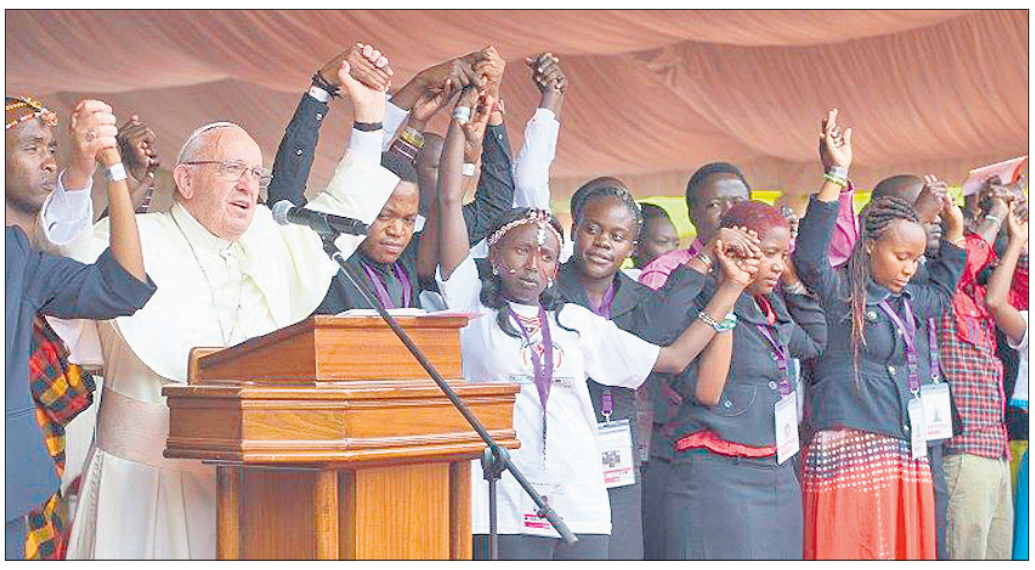
Franciscus

(Orig. ital. in O.R. 22.5.2020)

Leitartikel zur Papstbotschaft

Eine Mission, die nicht unsere ist

Von Andrea Tornielli



Die Botschaft des Papstes an die Päpstlichen Missionswerke ist ein markanter Text, der ganz konkrete Hinweise darauf gibt, was die einzige wirkliche Quelle des missionarischen Handelns der Kirche sein kann. Zugleich nennt er aber auch einige Entartungen des missionarischen Handelns beim Namen, um damit zu einer Vermeidung dieser Fehler beizutragen.

Die Mission, so Franziskus, ist nicht die Frucht der Anwendung von »weltlichen Systemen und der Logik von Militanz oder technisch-professioneller Kompetenz«. Vielmehr entsteht sie aus der »überströmenden Freude«, die »der Herr uns schenkt« und die die Frucht des Heiligen Geistes ist. Diese Freude ist eine Gnade, die niemand sich selbst schenken kann. Missionarisch sein heißt, das große und unverdiente Geschenk, das man erhalten hat, weiterzugeben, das heißt das Licht eines Anderen wiederzuspiegeln, wie es der Mond mit der Sonne tut. »Zeugen sind in jeder menschlichen Situation jene, die bezeugen, was von einem anderen vollbracht wird. In diesem Sinne, und nur in diesem Sinne, können wir Zeugen Christi und seines Geistes sein«, betont der Papst in seiner Botschaft. Es handelt sich dabei um jenes *mysterium lunae*, das den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderte am Herzen lag. Denn ihnen war klar, dass die Kirche in jedem Augenblick von der Gnade Christi lebt. Wie der Mond leuchtet auch die Kirche nicht mit ihrem eigenen Licht, und wenn sie zu sehr auf sich selbst schaut oder auf ihre eigenen Fähigkeiten vertraut, ist sie am Ende selbstbezogen und schenkt niemandem mehr Licht.

Die Botschaft schöpft aus dem Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium*, dem programmatischen Text, mit dem Franziskus den Weg seines Pontifikats vorgezeichnet hat. Der Papst erinnert daran, dass die Verkündigung des Evangeliums und das Bekenntnis des christlichen Glaubens etwas anderes sind als jede Art von politischem, kulturellem, psychologischem oder religiösem Proselytismus. Die Kirche wächst in der Welt dank ihrer Anziehungskraft, und »wenn man Jesus nachfolgt und glücklich ist, von ihm angezogen zu werden, dann merken es die anderen. Und sie können darüber staunen.«

Aus der Botschaft an die Päpstlichen Missionswerke geht klar die Absicht des Papstes hervor, die Tendenz einzudämmen, die Mission als etwas Elitäres zu betrachten, als etwas, das vom Schreibtisch aus und unter Anwendung aggressiver Strategien geleitet und gelenkt werden soll. Aus dem päpstlichen Text ergibt sich auch, dass der Bischof von Rom dies als ein aktuell bestehendes Risiko einstuft.

Deshalb sind die Worte von Papst Franziskus an ein weit größeres Zielpublikum gerichtet als nur an die Päpstlichen Missionswerke, an die sein Text gerichtet ist. Um Selbstbezogenheit, das Streben nach Befehlsgewalt und die Zuweisung der missionarischen Tätigkeit an »eine höhere Klasse von Spezialisten« zu vermeiden, die das Volk der Getauften als eine träge Masse betrachten, die wiederbelebt und mobilisiert werden müsse, erinnert Franziskus an einige der charakteristischen Züge der christlichen Mission: Dankbarkeit und Unentgeltlichkeit, Demut, Nähe zum Leben der Menschen – dort, wo sie sind und so, wie sie sind – sowie eine besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge für die Kleinen und die Armen.

Predigten von Papst Franziskus bei den Frühmessen in Santa Marta

Der »Kern des Apostolats« ist »Zeugnis und Gebet«, damit »der Vater Menschen zu Jesus führen kann«, unterstrich Papst Franziskus in der heiligen Messe am 30. April. Als Beispiel nannte er die Begegnung des Apostels Philippus mit dem Kämmerer der Königin Kandake aus der ersten Lesung. Philippus steigt zu ihm in den Wagen und erklärt ihm, wer Jesus ist (hinten im Bild), anschließend tauft er ihn (vorne).

Am Mittwoch, 29. April

Demut ist konkret

In der Einleitung zur Feier der Frühmesse am 29. April richtete Papst Franziskus seine Gedanken auf Europa:

Heute ist der Festtag der heiligen Kirchenlehrerin Katharina von Siena, Patronin Europas. Lasst uns für Europa beten, für die Einheit Europas, für die Einheit der Europäischen Union: dass wir alle zusammen als Geschwister vorangehen können.

In seiner Predigt kommentierte Franziskus die Lesung aus dem ersten Brief des Johannes (1 Joh 1,5-2,2), in dem der Apostel sagt, dass Gott Licht ist.

Im ersten Brief des Apostels Johannes gibt es viele Gegensätze: Licht und Finsternis, Lüge und Wahrheit, Sünde und Unschuld (*1 Joh* 1,5-7). Aber der Apostel ruft immer zur Konkretheit, zur Wahrheit auf und sagt uns, dass wir nicht in Gemeinschaft mit Jesus sein und zugleich in der Finsternis wandeln können, weil er Licht ist. Entweder das eine oder das andere: das Grau ist noch schlimmer, denn das Grau lässt dich glauben, dass du im Licht gehst, denn du befindest dich nicht in der Finsternis, und das beruhigt dich. Das Grau ist sehr trügerisch. Entweder das eine oder das andere.

Der Apostel fährt fort: »Wenn wir sagen, dass wir keine Sünde haben, führen wir uns selbst in die Irre und die Wahrheit ist nicht in uns« (*1 Joh* 1,8), denn wir haben alle gesündigt. Wir sind alle Sünder. Und hier gibt es etwas, das uns täuschen kann: Wenn wir »Wir sind alle Sünder« so sagen, wie diejenigen, die »Guten Morgen« oder »Guten Tag« sagen, eine Gewohnheit, sogar eine soziale Gepflogenheit, wir haben kein wirkliches Bewusstsein von der Sünde. Nein: Ich bin ein Sünder wegen dem, dem und dem. Die Konkretheit. Die Konkretheit der Wahrheit: Wahrheit ist immer konkret. Die Lügen sind ätherisch, sie sind wie Luft, man kann sie nicht fassen. Die Wahrheit ist konkret. Und man kann nicht hingehen und seine Sünden auf abstrakte Weise bekennen: »Ja, ich… Ja, ich habe einmal die Geduld verloren, ich habe wieder die Geduld verloren…«, und abstrakte Dinge. »Ich bin ein Sünder.« Die Konkretheit: »Ich habe das getan. Das habe ich mir gedacht. Das habe ich gesagt.« Die Konkretheit ist das, was mir das Gefühl gibt, ein echter Sünder zu sein, kein Sünder ohne Realitätsbezug »in der Luft«.

Jesus sagt im Evangelium: »Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du das vor den Weisen und Klugen verborgen und es den Unmündigen offenbart hast« (*Mt* 11,25). Die Konkretheit der Kleinen. Es ist schön, den Kleinen zuzuhören, wenn sie zur Beichte kommen: Sie sagen keine seltsamen »aus der Luft gegriffenen« Dinge; sie sagen konkrete Dinge, und manchmal allzu konkrete, weil sie diese Einfachheit haben, die Gott den Kleinen gibt. Ich werde mich immer an ein Kind erinnern, das einmal zu mir kam, um mir zu sagen, dass es traurig sei, weil es sich mit seiner Tante gestritten habe. Aber das war nicht alles. Ich sagte: »Was hast du denn getan?« – »Ach, ich war zu Hause, ich wollte Fußball spielen gehen.« Ein Kind, nicht wahr? »Aber die Tante – Mama war nicht da –, die Tante sagt zu mir: Nein, du gehst nicht raus: du musst erst deine Hausaufgaben machen. Ein Wort führt zum anderen, und am Ende habe ich ihr gesagt, sie soll sich dorthin verziehen, wo der Pfeffer wächst.« Das Kind besaß großes Wissen in Geographie… Es nannte mir sogar den Namen des Landes, in das es seine Tante geschickt hatte! So sind sie: einfach, konkret.

Auch wir müssen einfach, konkret sein: Die Konkretheit führt dich zur Demut, denn Demut ist konkret. »Wir sind alle Sünder« ist eine abstrakte Sache. Nein: »Ich bin ein Sünder wegen dem, dem und dem.« Das führt mich dazu, mich zu schämen, Jesus anzuschauen: »Vergib mir!« Die wahre Haltung des Sünders. »Wenn wir sagen, dass wir keine Sünde haben, führen wir uns selbst in die Irre und die Wahrheit ist nicht in uns« (*1 Joh* 1,8). Die abstrakte Haltung ist eine Art zu sagen, dass wir ohne Sünde sind: »Ja, wir sind Sünder, ja, ich habe einmal die Geduld verloren…« Aber alles hängt in der Luft. Ich erkenne die Realität meiner Sünden nicht. »Aber, wissen Sie, wir alle, wir alle tun diese Dinge, es tut mir leid, es tut mir leid… Es bereitet mir Schmerz, ich will es nicht mehr tun, ich will es nicht mehr sagen, ich will es nicht mehr denken.«

Es ist wichtig, dass wir in uns selbst die Sünden beim Namen nennen. Die Konkretheit. Denn wenn wir vage »in der Luft« bleiben, werden wir in der Finsternis enden. Wir wollen werden wie die Kleinen, die sagen, was sie fühlen, was sie denken: Sie haben noch nicht die Kunst gelernt, die Dinge ein wenig »beschönigt« zu sagen, damit man sie versteht, obwohl man sie nicht ausspricht. Das ist eine Kunst der Großen, die uns oft alles andere als gut tut.

Gestern habe ich einen Brief von einem Jungen aus Caravaggio erhalten. Er heißt Andrea. Und er hat mir etwas von sich erzählt. Die Briefe von Kindern sind so schön, weil sie konkret sind. Und er sagte mir, dass er die Messe im Fernsehen verfolgt habe und dass er mir eines »vorwerfen« müsse: dass ich sage: »Friede sei mit euch«, »und das können Sie nicht sagen, denn bei der Pandemie dürfen wir uns nicht berühren«. Er sieht nicht, dass [ihr hier] euch zunickt und euch nicht berührt. Aber er hat die Freiheit, die Dinge so zu sagen, wie sie sind.

Auch wir müssen dem Herrn gegenüber die Freiheit haben, die Dinge zu sagen, wie sie sind: »Herr, ich bin in Sünde gefallen: Hilf mir!« Wie Petrus nach dem ersten wunderbaren Fischfang: »Geh weg von mir, Herr, denn ich bin ein Sünder« (vgl. *Lk* 5,8). Diese Weisheit der Konkretheit haben. Denn der Teufel will, dass wir in Lauheit leben, lau, im grauen Bereich: weder gut noch schlecht, weder weiß noch schwarz: grau. Ein Leben, das dem Herrn nicht gefällt. Der Herr mag keine lauen Menschen. Konkretheit. Keine Lügner sein. »Wenn wir unsere Sünden bekennen, ist er treu und gerecht; er vergibt uns die Sünden und reinigt uns von allem Unrecht« (*1 Joh* 1,9). Er vergibt uns, wenn wir konkret sind. Das geistliche Leben ist so einfach, so einfach. Aber wir machen es kompliziert mit diesen Nuancen, und am Ende kommen wir nie an…

Bitten wir den Herrn um die Gnade der Einfachheit. Möge er uns diese Gnade schenken, die er den einfachen Menschen, den Kindern, den Jugendlichen gibt, die sagen, was sie fühlen, die nicht verbergen, was sie fühlen. Auch wenn es etwas Falsches ist, aber sie sagen es. Auch ihm gegenüber die Dinge sagen: Transparenz. Aber nicht ein Leben führen, das weder das eine noch das andere ist. Die Gnade der Freiheit, diese Dinge sagen zu können, und auch die Gnade, gut zu wissen, wer wir vor Gott sind.

Am Donnerstag, 30. April

Zeugnis und Gebet

In der Frühmesse am Donnerstag, 30. April, rief Papst Franziskus zum Gebet für alle Menschen auf, die aufgrund der Covid-19-Pandemie gestorben sind:

Wir wollen heute für die Verstorbenen beten, für alle, die durch die Pandemie gestorben sind; und auch in besonderer Weise für die – sagen wir es so – namenlosen Verstorbenen: Wir haben die Fotos der Massengräber gesehen. Viele…

In der Predigt sprach der Papst mit Bezug auf die Lesung aus der Apostelgeschichte (8,26-40) und den Abschnitt aus dem Evangelium (Joh 6,44-51) über die grundlegende Bedeutung von Zeugnis und Gebet für die christliche Mission. Er sagte:

»Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater […] ihn zu mir führt« (*Joh* 6,44). Jesus ruft in Erinnerung, dass auch die Propheten dies angekündigt hatten: »Und alle werden Schüler Gottes sein« (*Joh* 6,45). Gott führt zur Erkenntnis des Sohnes. Ohne das kann man Jesus nicht erkennen. Ja, man kann studieren, auch die Bibel studieren, auch erfahren, wie er geboren wurde, was er getan hat: das ja. Aber ihn von innen her zu erkennen, das Geheimnis Christi zu erkennen, ist nur denen möglich, die vom Vater dorthin geführt werden.

Das ist es, was diesem Kämmerer der Königin der Äthiopier widerfahren ist. Man sieht, dass er ein frommer Mann war und sich inmitten all seiner Geschäfte die Zeit genommen hat hinzugehen, um Gott anzubeten. Ein gläubiger Mann. Und während er in seine Heimat zurückkehrte, las er den Propheten Jesaja (vgl. *Apg* 8,27-28). Der Herr nimmt Philippus, sendet ihn an jenen Ort und sagt dann zu ihm: »Geh und folge diesem Wagen!« (V. 8,29). Und er hört den Hofbeamten, der Jesaja liest. Er geht zu ihm und stellt ihm eine Frage: »Verstehst du das?« – »Wie könnte ich es, wenn mich niemand anleitet?« (V. 31). Und er fragt: »Von wem sagt der Prophet das?« »Ich bitte dich, steige in den Wagen.« Und auf der Fahrt – ich weiß nicht, wie lange, ich denke, mindestens etwa zwei Stunden – erklärte Philippus: er erklärte Jesus (vgl. V. 26-35).

Jene Unruhe, die dieser Herr bei der Lektüre des Propheten Jesaja hatte, kam vom Vater, der ihn zu Jesus führte (vgl. *Joh* 6,44): Er hatte ihn vorbereitet, er hatte ihn von Äthiopien nach Jerusalem geführt, um Gott anzubeten. Und dann hatte er durch diese Lektüre sein Herz bereit gemacht, um Jesus zu offenbaren, so dass er, sobald er das Wasser sah, fragte: »Kann ich getauft werden?« (vgl. V. 36). Und er glaubte.

Und das – dass niemand Jesus kennenlernen kann, wenn nicht der Vater ihn führt (vgl. V. 44) – das gilt für unser Apostolat, für unsere apostolische Sendung als Christen. Ich denke auch an die Missionen. »Was willst du in der Mission tun?« – »Ich will die Menschen bekehren.« – »Aber hör auf, du wirst niemanden bekehren! Der Vater wird jene Herzen zur Erkenntnis Jesu führen.« In die Mission gehen bedeutet, Zeugnis von seinem Glauben abzulegen; ohne Zeugnis kannst du nichts vollbringen. In die Mission gehen – und die Missionare sind gute Leute! – bedeutet nicht, große Strukturen zu errichten, Dinge zu tun… und es dabei belassen. Nein: Die Strukturen müssen Zeugnisse sein. Du kannst Strukturen errichten, Krankenhäuser oder Schulen von großer Vollkommenheit, hochentwickelt, aber wenn einer Struktur das christliche Zeugnis fehlt, dann wird deine Arbeit dort nicht die eines Zeugen, keine wahre Verkündigung Jesu sein: Es wird eine Wohlfahrtseinrichtung sein, die sehr gut ist – sehr gut! –, aber weiter nichts.

Wenn ich in die Mission gehen will – und ich sage das, wenn man ins Apostolat gehen will –, dann muss ich mit der Bereitschaft gehen, dass der Vater die Menschen zu Jesus führt, und das wird durch das Zeugnis erreicht. Jesus selbst hat es zu Petrus gesagt, als dieser bekennt, dass Jesus der Messias ist: »Selig bist du, Simon Petrus; denn der Vater hat dir das offenbart« (vgl. *Mt* 16,17). Der Vater ist es, der führt, und er führt auch durch unser Zeugnis. »Ich werde viele Werke vollbringen, hier und da und dort, Bildungseinrichtungen, dieses und jenes…« Ohne Zeugnis sind es zwar gute Dinge, aber es ist nicht die Verkündigung des Evangeliums. Es sind keine Orte, die die Möglichkeit geben, dass »der Vater zur Erkenntnis Jesu führt« (vgl. *Joh* 6,44). Arbeit und Zeugnis.

»Aber wie kann ich es anstellen, dass der Vater dafür sorgt, jene Menschen zu führen?« Das Gebet. Und das ist das Gebet für die Missionen: dafür zu beten, dass der Vater die Menschen zu Jesus führt. Zeugnis und Gebet gehören zusammen. Ohne Zeugnis und Gebet kann man keine apostolische Predigt halten, kann man keine Verkündigung machen. Du kannst eine schöne Moralpredigt halten, du kannst viele gute Dinge tun, die alle gut sind. Aber der Vater wird nicht die Möglichkeit haben, die Menschen zu Jesus zu führen. Und das ist der Kernpunkt: Das ist der Kernpunkt unseres Apostolats, dass »der Vater die Menschen zu Jesus führen kann« (vgl. *Joh* 6,44). Unser Zeugnis öffnet den Menschen die Türen, und unser Gebet öffnet dem Herzen des Vaters die Türen, damit er die Menschen führen kann. Zeugnis und Gebet. Und das gilt nicht nur für die Missionen; es gilt auch für unsere Arbeit als Christen. Lege ich mit meinem Lebensstil wirklich Zeugnis ab vom christlichen Leben? Bete ich, dass der Vater die Menschen zu Jesus führen möge?

Das ist die große Regel für unser Apostolat, überall, und insbesondere für die Missionen. In die Mission zu gehen bedeutet nicht, Proselytismus zu betreiben. Einmal kam eine Dame – eine gute Dame, man sieht, dass sie guten Willens war – mit zwei Jugendlichen zu mir, einem Jungen und einem Mädchen, und sie hat zu mir gesagt: »Dieser [Junge], Vater, war Protestant und hat sich bekehrt: Ich habe ihn überzeugt. Und dieses [Mädchen] war…« – ich weiß nicht, Animistin, ich weiß nicht, was sie zu mir gesagt hat – »und ich habe es bekehrt.« Und die Frau war gut: gut. Aber sie irrte sich. Ich habe ein wenig die Geduld verloren und habe gesagt: »Aber hör mal, du hast niemanden bekehrt: Gott hat das Herz der Menschen berührt. Und vergiss nicht: Zeugnis ja, Proselytismus nein.«

Bitten wir den Herrn um die Gnade, unsere Arbeit mit Zeugnis und mit Gebet zu leben, damit er, der Vater, die Menschen zu Jesus führen kann.

Predigten von Papst Franziskus bei den Frühmessen in Santa Marta

Am Freitag, 1. Mai

Arbeit als von Gott empfangene Berufung

In seiner Einleitung zur Frühmesse am 1. Mai, Festtag des heiligen Josef des Arbeiters, wandte Papst Franziskus seine Gedanken der Welt der Arbeit zu:

Heute, am Fest des heiligen Josef des Arbeiters, der auch der Tag der Arbeit ist, beten wir für alle Arbeiter. Für alle! Dass es niemandem an Arbeit mangeln möge und dass alle gerecht bezahlt werden und die Würde der Arbeit und die Schönheit der Ruhe genießen können.

In seiner Predigt kommentierte der Papst die Lesung aus dem Buch Genesis *(*Gen *1,26 -2,3), in der die Schöpfung des Menschen als Bild und Gleichnis Gottes beschrieben wird: »Gott brachte am siebten Tag die Arbeit, die er getan hatte, zum Abschluss und hörte am siebten Tag mit all seiner Arbeit auf, die er getan hatte.« Gott übergebe seine Tätigkeit, sein Werk, dem Menschen, damit er mit ihm zusammenarbeite. Die menschliche Arbeit sei die von Gott empfangene Berufung und mache den Menschen Gott ähnlich, »denn mit der Arbeit kann der Mensch schaffen«. Die Arbeit schenke Würde, betonte der Heilige Vater in seiner Predigt:*

»Gott erschuf« (*Gen* 1,27). Ein Schöpfer. Er schuf die Welt, er schuf den Menschen und er erteilte dem Menschen einen Auftrag: die Schöpfung zu verwalten, zu bearbeiten und weiterzuführen. Und das Wort *Arbeit* ist der Ausdruck, den die Bibel verwendet, um dieses Wirken Gottes zu beschreiben: »Am siebten Tag vollendete Gott das Werk, das er gemacht hatte, und er ruhte am siebten Tag, nachdem er sein ganzes Werk gemacht hatte« (*Gen* 2,2). Und er überträgt dieses Werk dem Menschen: »Das musst du tun, dies hüten, jenes andere pflegen, du musst arbeiten, um mit mir – es ist, als hätte er es gesagt – diese Welt zu schaffen, damit sie vorankommen kann« (vgl. *Gen* 2,15.19-20). Das geht so weit, dass die Arbeit nichts anderes ist als die Fortsetzung des Werkes Gottes: die Arbeit des Menschen ist die Berufung, die der Mensch am Ende der Erschaffung des Universums von Gott empfangen hat.

Und gerade die Arbeit ist, was den Menschen Gott ähnlich macht, denn dank der Arbeit ist der Mensch Schöpfer, er ist in der Lage, zu erschaffen, viele Dinge zu schaffen, auch eine Familie zu gründen, um weiterzugehen. Der Mensch ist ein Schöpfer, und er erschafft durch Arbeit. Das ist die Berufung. In der Bibel heißt es: »Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Und siehe, es war sehr gut« (*Gen* 1,31). Das heißt: die Arbeit beinhaltet eine Güte und stellt die Harmonie der Dinge her – Schönheit, Güte – und sie bezieht den Menschen in allem ein: in seinem Denken, in seinem Handeln, in allem. Der Mensch ist an der Arbeit beteiligt. Das ist die erste Berufung des Menschen: zu arbeiten. Und das verleiht dem Menschen Würde. Die Würde, die ihn Gott ähnlich werden lässt. Die Würde der Arbeit.

Einmal hat bei einer Caritas ein Caritas-Mitarbeiter einem Mann, der keine Arbeit hatte und kam, um etwas für seine Familie zu suchen, [etwas zu essen gegeben] und gesagt: »Wenigstens können Sie Brot nach Hause bringen« – »Aber das reicht mir nicht, das ist nicht genug«, lautete die Antwort: »Ich will *das Brot verdienen*, um es nach Hause zu bringen.« Ihm fehlte die Würde, die Würde, das Brot mit seiner Arbeit selbst zu »machen« und es nach Hause zu bringen. Die Würde der Arbeit, die leider so mit Füßen getreten wird.

In der Geschichte haben wir über die Brutalität gelesen, mit der die Sklaven behandelt wurden: sie transportierten sie von Afrika nach Amerika – ich denke an diese Geschichte, die auch mein Land betrifft – und wir sagen: »Welch eine Barbarei…« Aber auch heute gibt es viele Sklaven, viele Männer und Frauen, die nicht frei arbeiten können: sie sind gezwungen, zu arbeiten, um zu überleben, nichts weiter. Sie sind Sklaven: Zwangsarbeit… Es gibt Arbeiten, die Zwangsarbeit sind, ungerecht, schlecht bezahlt, und das führt dazu, dass der Mensch in seiner Würde mit Füßen getreten wird. Es gibt viele davon, viele in aller Welt. Viele. In den Zeitungen haben wir vor einigen Monaten von jenem Land in Asien gelesen, wo ein Herr einen seiner Angestellten, der weniger als einen halben Dollar am Tag verdiente, totgeprügelt hatte, weil er etwas falsch gemacht hatte. Die heutige Sklaverei ist unsere »Un-Würde«, weil sie dem Mann, der Frau, un allen die Würde nimmt. »Nein, ich arbeite, ich habe meine Würde«: ja, aber deine Brüder und Schwestern nicht. »Ja, Pater, das ist wahr, aber da das so weit weg ist, ist es für mich schwer nachzuvollziehen. Hier bei uns hingegen…«: Auch hier, bei uns. Hier, bei uns. Denk an die Arbeiterinnen und Arbeiter, an die Tagelöhner, die du für einen Mindestlohn arbeiten lässt, und das nicht acht, sondern zwölf, vierzehn Stunden am Tag: das geschieht hier und heute. Auf der ganzen Welt, aber auch hier. Denk an die Hausangestellte, die keinen fairen Lohn erhält, die keine Sozialleistungen erhält, für die keine Rentenbeiträge bezahlt werden: das kommt nicht nur in Asien vor, sondern auch hier.

Jedes Unrecht, das einem arbeitenden Menschen zugefügt wird, tritt die Menschenwürde mit Füßen, auch die Würde dessen, der das Unrecht begeht: Man setzt die Latte tiefer an und landet in jenem Spannungsverhältnis zwischen

Diktator und Sklave. Dagegen ist die Berufung, die Gott uns gibt, so schön: zu erschaffen, neu zu erschaffen, zu arbeiten. Doch dies kann nur dann geschehen, wenn die Bedingungen stimmen und die Würde der Person respektiert wird.

Heute feiern wir gemeinsam mit vielen Männern und Frauen, mit Gläubigen wie Nichtgläubigen, den Tag des Arbeiters, den Tag der Arbeit, für diejenigen, die für Gerechtigkeit bei der Arbeit kämpfen, für diejenigen – gute Unternehmer –, die ihre Arbeit mit Gerechtigkeit verrichten, auch wenn sie dadurch Einbußen haben. Vor zwei Monaten habe ich hier in Italien mit einem Unternehmer telefoniert, der mich bat, für ihn zu beten, weil er niemanden entlassen wolle, und er sagte: »Denn einen von ihnen zu entlassen heißt, mich selber zu entlassen.« Dieses Bewusstsein vieler guter Unternehmer, die die Arbeiter wie ihre Kinder behüten. Lasst uns auch für sie beten. Und wir bitten den heiligen Josef – mit dieser schönen Darstellung [einer in der Nähe des Altars aufgestellten Statue] mit den Werkzeugen in der Hand –, uns zu helfen, für die Würde der Arbeit zu kämpfen, damit es Arbeit für alle gebe und dass es eine würdige Arbeit sei. Keine Sklavenarbeit. Dies sei heute unser Gebet.

Am Samstag, 2. Mai

Der rechte Umgang mit Lebenskrisen

Zu Beginn der Frühmesse im Gästehaus Santa Marta am Samstag, 2. Mai, brachte Papst Franziskus sein Gebetsanliegen zum Ausdruck:

Heute wollen wir für die Regierenden beten, die die Verantwortung haben, in diesen Krisenzeiten Sorge für ihre Völker zu tragen: Staatsoberhäupter, Premierminister, Gesetzgeber, Bürgermeister, Ministerpräsidenten der Regionen… Auf dass der Herr ihnen helfen und ihnen Kraft schenken möge, denn ihre Arbeit ist nicht leicht. Und dass sie, wenn es Differenzen zwischen ihnen gibt, verstehen mögen, dass sie in Krisenzeiten sehr vereint sein müssen für das Wohl des Volkes, denn die Einheit steht über dem Konflikt.« *Er fügte hinzu:* »Heute, am 2. Mai, schließen 300 Gebetsgruppen sich unserem Gebet an, die sich die *madrugadores* nennen, was auf Spanisch so viel heißt wie die Frühaufsteher : Sie stehen am frühen Morgen auf, um zu beten, sie stehen sehr früh auf zum Gebet. Sie schließen sich uns heute in diesem Augenblick an.«

In der Predigt sprach der Heilige Vater mit Bezug auf den Abschnitt aus dem Johannesevangelium *(6,60-69) über den richtigen Umgang mit Krisen im Leben. Man dürfe, so der Papst, in Zeiten der Krisen keine Veränderungen vornehmen, sondern müsse in der Treue wachsen, aus der dann die richtigen Entscheidungen heranreiften. Er sagte:*

Die erste Lesung beginnt mit folgenden Worten: »Die Kirche in ganz Judäa, Galiläa und Samarien hatte nun Frieden; sie wurde gefestigt und lebte in der Furcht des Herrn. Und sie wuchs durch die Hilfe des Heiligen Geistes« (*Apg* 9,31). Eine Zeit des Friedens. Und die Kirche wächst. Die Kirche ist ruhig, mit Hilfe des Heiligen Geistes, sie ist getröstet. Die schönen Zeiten… Es folgt die Heilung des Äneas, dann erweckt Petrus Gazelle, Tabita, auf… Dinge, die man im Frieden tut.

Es gibt aber in der Urkirche auch Zeiten des Unfriedens: Zeiten der Verfolgung, schwierige Zeiten, Zeiten, die die Gläubigen in eine Krise bringen. Krisenzeiten. Und eine Krisenzeit ist jene, von der uns heute das *Johannesevangelium* berichtet (vgl. 6,60-69). Dieser Abschnitt des Evangeliums ist das Ende einer ganzen Abfolge, die mit der Brotvermehrung begann. Als man Jesus zum König machen wollte, geht Jesus beten, am folgenden Tag finden sie ihn nicht, sie gehen ihn suchen, und Jesus weist sie zurecht, weil sie ihn suchen, damit er ihnen etwas zu essen gebe, und nicht wegen der Worte des ewigen Lebens… Und dort endet die ganze Geschichte. Sie sagen: »Gib uns dieses Brot«, und Jesus erklärt, dass das Brot, das er geben wird, sein Leib und sein Blut sei.

In jener Zeit sagten viele Jünger Jesu, die ihm zuhörten: »Diese Rede ist hart. Wer kann sie hören?« (V. 60). Jesus hatte gesagt, dass wer seinen Leib nicht esse und sein Blut nicht trinke, nicht das ewige Leben haben werde. Jesus sagte auch: »Wenn ihr mein Fleisch esst und mein Blut trinkt, werdet ihr auferstehen am Jüngsten Tag« (vgl. V. 54). Das sind die Dinge, die Jesus sagte. »Diese Rede ist hart« (V. 60), [meinen die Jünger]. »Sie ist zu hart. Hier funktioniert etwas nicht. Dieser Mann hat die Grenzen überschritten.« Und das ist ein Augenblick der Krise. Es gab Augenblicke des Friedens und Augenblicke der Krise. Jesus wusste, dass die Jünger murrten. Hier muss man unterscheiden zwischen den Jüngern und den Aposteln: Die Jünger waren jene 72 oder mehr, die Apostel waren die Zwölf. »Jesus wusste nämlich von Anfang an, welche es waren, die nicht glaubten, und wer ihn ausliefern würde« (V. 64). Und angesichts dieser Krise ruft er ihnen in Erinnerung: »Deshalb habe ich zu euch gesagt: Niemand kann zu mir kommen, wenn es ihm nicht vom Vater gegeben ist« (V. 65). Er spricht wieder davon, dass man »vom Vater geführt wird«: Der Vater führt uns zu Jesus. Und so löst sich die Krise.

Und »daraufhin zogen sich viele seiner Jünger zurück und gingen nicht mehr mit ihm umher« (V. 66). Sie distanzierten sich. »Dieser Mann ist ein wenig gefährlich, ein wenig… Aber diese Lehren… Ja, er ist ein guter Mann, er predigt und heilt, aber wenn er zu diesen seltsamen Dingen kommt… Bitte, lasst uns gehen« (vgl. V. 66). Und dasselbe haben die Emmausjünger getan, am Morgen der Auferstehung: »Naja, eine seltsame Sache: Die Frauen sagen, dass das Grab…« – »Da ist was faul« – sagten sie – »gehen wir schnell weg, sonst kommen die Soldaten und kreuzigen uns« (vgl. *Lk* 24,22-24). Dasselbe taten die Soldaten, die das Grab bewachten: Sie hatten die Wahrheit gesehen, aber dann zogen sie es vor, ihr Geheimnis zu verkaufen: »Bleiben wir in Sicherheit: Halten wir uns aus diesen Geschichten heraus; sie sind gefährlich« (vgl. *Mt* 28,11-15).

Ein Augenblick der Krise ist ein Augenblick der Entscheidung; es ist ein Augenblick, der uns die Entscheidungen vor Augen führt, die wir treffen müssen. Wir alle haben im Leben Augenblicke der Krise gehabt und werden sie auch weiterhin haben: familiäre Krisen, Ehekrisen, soziale Krisen, Krisen am Arbeitsplatz, viele Krisen… Auch die gegenwärtige Pandemie ist ein Augenblick der sozialen Krise.

Wie soll man im Augenblick der Krise reagieren? »Daraufhin zogen sich viele seiner Jünger zurück und gingen nicht mehr mit ihm umher« (V. 66). Jesus beschließt, die Apostel zu befragen: »Da fragte Jesus die Zwölf: Wollt auch ihr weggehen?« (V. 67). Entscheidet euch. Und Petrus legt das zweite Bekenntnis ab: »Simon Petrus antwortete ihm: Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes« (V. 68-69). Petrus bekennt im Namen der Zwölf, dass Jesus der Heilige Gottes, der Sohn Gottes ist. Das erste Bekenntnis – »Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!« – und gleich darauf, als Jesus das Leiden zu erklären beginnt, das kommen würde, lässt er ihn innehalten: »Nein, nein, Herr, das nicht!«, und Jesus weist ihn zurecht (vgl. *Mt* 16.16-23). Petrus ist jedoch etwas reifer geworden und weist ihn hier nicht zurecht. Er versteht nicht, was Jesus sagt, dieses »das Fleisch essen, das Blut trinken« (vgl. 6,54-56), er versteht es nicht, aber er vertraut dem Meister. Er vertraut ihm. Und er legt das zweite Bekenntnis ab: »Zu wem sollen wir denn gehen? Bitte, du hast Worte des ewigen Lebens« (vgl. V. 68).

Das hilft uns allen, Krisenzeiten zu durchleben. In meiner Heimat gibt es ein Sprichwort, das lautet: »Wenn du zu Pferd unterwegs bist und einen Fluss durchqueren musst, dann wechsle bitte nicht das Pferd mitten im Fluss.« In Krisenzeiten muss man sehr standhaft sein in der Glaubensüberzeugung. Jene, die weggegangen sind, »haben das Pferd gewechselt«, haben einen anderen Lehrmeister gesucht, der nicht so »hart« sein würde, wie sie zu ihm sagten. Im Augenblick der Krise herrscht Beharrlichkeit, Stille; dort bleiben, wo wir sind, standhaft. Das ist nicht der richtige Augenblick, um etwas zu verändern. Es ist der Augenblick der Treue, der Treue zu Gott, der Treue zu den Entscheidungen, die wir vorher getroffen haben. Es ist auch der Augenblick der Umkehr, denn diese Treue wird uns eine Veränderung eingeben, die zum Guten führt und nicht dazu, uns vom Guten zu entfernen.

Augenblicke des Friedens und Augenblicke der Krise. Wir Christen müssen lernen, mit beiden umzugehen. Mit beiden. Irgendein geistlicher Vater sagt, dass der Augenblick der Krise gleichsam bedeutet, durch das Feuer zu gehen, um stark zu werden. Möge der Herr uns den Heiligen Geist senden, um in den Augenblicken der Krise den Versuchungen widerstehen zu können,

Fortsetzung auf Seite 16

Predigten von Papst Franziskus bei den Frühmessen in Santa Marta

Fortsetzung von Seite 15

um den ersten Worten treu sein zu können, in der Hoffnung, später Augenblicke des Friedens zu erleben. Denken wir an unsere Krisen: die familiären Krisen, die Nachbarschaftskrisen, die Krisen am Arbeitsplatz, die sozialen Krisen der Welt, des Landes… Viele Krisen, viele Krisen.

Möge der Herr uns die Kraft schenken – in Zeiten der Krise –, den Glauben nicht zu verkaufen.

Am Sonntag, 3. Mai

Wenn die Hirten ihr Leben für das Volk geben

In der Einleitung zur Frühmesse im Gästehaus Santa Marta am 3. Mai, dem vierten Sonntag der Osterzeit und Sonntag des Guten Hirten, wandte Papst Franziskus seine Gedanken den Priestern und Ärzten zu:

Drei Wochen nach der Auferstehung des Herrn feiert die Kirche heute, am vierten Sonntag der Osterzeit, den Sonntag des Guten Hirten, Jesus, den Guten Hirten. Das lässt mich an so viele Hirten in der Welt denken, die ihr Leben für die Gläubigen geben, auch in dieser Pandemie sind viele gestorben, hier in Italien über 100. Und ich denke auch an andere Hirten, die sich um das Wohl der Menschen kümmern: an die Ärzte. Wir sprechen von den Ärzten, von dem, was sie tun, aber wir müssen uns vor Augen führen, dass allein in Italien 154 Ärzte verstorben sind, in Ausübung ihres Dienstes. Möge das Beispiel dieser Hirten, Priester und »Ärzte-Hirten« uns helfen, uns um Gottes treues heiliges Volk zu kümmern.

In seiner Predigt kommentierte der Papst den ersten Brief des heiligen Petrus *(*1 Petr *2,20b-25), wo der Apostel sagt: »Durch seine Wunden seid ihr geheilt. Denn ihr hattet euch verirrt wie Schafe, jetzt aber habt ihr euch hingewandt zum Hirten und Hüter eurer Seelen«. Das heutige Evangelium (*Joh *10,1-10) spreche dann von der Tür, durch die man zu den Schafen gelange. In der Geschichte der Kirche habe es viele falsche Hirten gegeben, »die die Herde ausnutzten, die Geld und Karriere wollten«. Die Herde aber kenne sie und suche Gott. Der Papst hielt folgende Predigt:*

Der *erste Brief des Apostels Petrus*, den wir soeben gehört haben (vgl. 2,20-25), ist ein Abschnitt der Gelassenheit. Er spricht von Jesus. Er sagt: »Er hat unsere Sünden mit seinem eigenen Leib auf das Holz des Kreuzes getragen, damit wir tot sind für die Sünden und leben für die Gerechtigkeit. Durch seine Wunden seid ihr geheilt. Denn ihr hattet euch verirrt wie Schafe, jetzt aber habt ihr euch hingewandt zum Hirten und Hüter eurer Seelen« (V. 24-25).

Jesus ist der Hirte – so sieht ihn Petrus –, der kommt, um zu retten, um die verirrt umherziehenden Schafe zu retten: damit sind wir gemeint. Und in *Psalm* 23, den wir nach dieser Lesung hörten, wiederholten wir: »Der Herr ist mein Hirt, nichts wird mir fehlen.« Die Gegenwart des Herrn als Hirte, als Hirt der Herde. Und Jesus stellt sich im Kapitel 10 des *Johannesevangeliums*, das wir gelesen haben, als der Hirte dar. In der Tat, nicht nur als der Hirte, sondern als die »Tür«, durch die man zu den Schafen geht (V. 8). All jene, die kamen und nicht durch diese Tür gingen, waren Diebe oder Räuber oder wollten die Herde ausnutzen: die falschen Hirten. Und in der Geschichte der Kirche hat es viele von ihnen gegeben, die die Herde ausbeuteten. Sie waren nicht an der Herde interessiert, sondern nur daran, Karriere zu machen oder Politik zu betreiben oder Geld zu verdienen. Aber die Herde kannte sie sehr wohl, sie kannte sie immer und suchte auf ihren Wegen nach Gott.

Doch wenn da ein guter Hirte ist, der weiterbringt, dann ist es gerade die Herde, die weitergeht. Der gute Hirte hört der Herde zu, er führt die Herde, er sorgt sich um die Herde. Und die Herde weiß genau zwischen den Hirten zu unterscheiden, sie täuscht sich nicht: die Herde vertraut dem guten Hirten, sie vertraut Jesus. Nur der Hirte, der aussieht wie Jesus, flößt der Herde Vertrauen ein, denn er ist die Tür. Der Stil des Hirten muss der Stil Jesu sein, einen anderen gibt es nicht. Aber wie Petrus in der ersten Lesung sagt, hat auch Jesus, der gute Hirte, »für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt. Er hat keine Sünde begangen und in seinem Mund war keine Falschheit. Als er geschmäht wurde, schmähte er nicht; als er litt, drohte er nicht, sondern überließ seine Sache dem gerechten Richter« (*1 Petr* 2,21-23). Er war sanftmütig.

Eines der Kennzeichen des guten Hirten ist die Sanftmut. Der gute Hirte ist sanftmütig. Ein Hirte, der nicht sanftmütig ist, ist kein guter Hirte. Er hat etwas verborgen, denn Sanftmut zeigt sich, wie sie ist, ohne sich zu verteidigen. Im Gegenteil, der Hirte ist zärtlich, er hat jene Zärtlichkeit der Nähe, er kennt die Schafe eines um das andere beim Namen und kümmert sich um jedes von ihnen, als wäre es das einzige, was so weit geht, dass er, wenn er nach einem Arbeitstag müde nach Hause kommt, merkt, wenn ihm eines fehlt und erneut zur Arbeit hinausgeht, um es zu suchen, und [wenn er es findet], dann nimmt er es mit, er trägt es auf seinen Schultern (vgl. *Lk* 15,4-5). Das ist der gute Hirte, das ist Jesus, das ist der, der uns auf dem Weg des Lebens begleitet, uns alle. Und diese Vorstellung vom Hirten, und diese Vorstellung von der Herde und den Schafen, ist eine österliche Vorstellung. Die Kirche singt in der ersten Woche der Osterzeit diesen schönen Hymnus für die Neugetauften: »Das sind die neugeborenen Lämmer«, den Hymnus, den wir zu Beginn der Messe gehört haben. Es ist eine Vorstellung von Gemeinschaft, von Zärtlichkeit, von Güte, von Sanftmut. Das ist die Kirche, die Jesus will, und er ist der Hüter dieser Kirche.

Dieser Sonntag ist ein schöner Sonntag, es ist ein Sonntag des Friedens, es ist ein Sonntag der Zärtlichkeit, der Sanftmut, denn unser Hirte kümmert sich um uns. »Der Herr ist mein Hirt. Nichts wird mir fehlen.«

Der Heilige Vater beendete die Messfeier wie gewohnt mit einer Zeit der stillen Anbetung und dem Eucharistischen Segen. Zuvor hatte er die Gläubigen zur geistlichen Kommunion eingeladen. Dann dankte er dem Verband der christlichen Arbeiter-Vereinigungen ACLI: Ich möchte mich bei der Vereinigung ACLI [Associazioni Cristiane Lavoratori Italiani] bedanken, die uns in diesen Tagen diese schöne Statue des heiligen Josef ermöglicht hat, damit sie uns am Fest des heiligen Josef des Arbeiters begleite.

Am Montag, 4. Mai

Die Einheit der Kirche

Zu Beginn der Frühmesse in der Kapelle des vatikanischen Gästehauses Santa Marta am Montag, 4. Mai, rief Papst Franziskus zum Gebet für die Familien auf:

Wir wollen heute für die Familien beten: In dieser Zeit der Quarantäne versucht die Familie, die zuhause bleiben muss, viele neue Dinge zu tun, viel Kreatives mit den Kindern, mit allen, um voranzugehen. Und es gibt auch die andere Seite: Manchmal kommt es zu häuslicher Gewalt. Beten wir für die Familien, dass sie diese Quarantäne in Frieden, mit Kreativität und Geduld fortsetzen.

*In seiner Predigt mahnte der Papst mit Bezug auf die Erste Lesung (*Apg *1,1-18) und auf das Tagesevangelium (*Joh *10,1-10) vor Spaltungen, die dort entstehen, wo man die eigenen Ideen über die Einheit der vom Heiligen Geist geleiteten Kirche stellt. Er sagte:*

Als Petrus nach Jerusalem hinaufkam, machten die Gläubigen ihm Vorhaltungen (vgl. *Apg* 11,1-18). Sie hielten ihm vor, dass er bei Unbeschnittenen eingekehrt war und mit ihnen, mit den Heiden, gegessen habe: Das durfte man nicht, es war eine Sünde. Die Reinheit des Gesetzes gestattete es nicht. Petrus hatte es jedoch getan, weil der Geist ihn dorthin geführt hatte. In der Kirche – und vor allem in der Urkirche, weil die Sache nicht klar war – gibt es immer diesen Geist, der sagt: »Wir sind die Gerechten, die anderen die Sünder.« Dieses »wir und die anderen«, »wir und die anderen«, die Spaltungen: »Wir haben genau die richtige Position vor Gott.« Dagegen gibt es die anderen. Man sagt auch: Sie sind bereits »verurteilt«. Und das ist eine Krankheit der Kirche: eine Krankheit, die aus Ideologien oder religiösen Parteien entsteht… Denken wir daran, dass es zur Zeit Jesu mindestens vier religiöse Parteien gab: die Partei der Pharisäer, die Partei der Sadduzäer, die Partei der Zeloten und die Partei der Essener. Und jede legte das Gesetz nach der eigenen »Idee« aus. Und diese Idee ist eine »außer-gesetzliche« Schule, wenn sie eine weltliche Art zu denken, zu empfinden ist, die sich zum Sprachrohr des Gesetzes macht. Sie hielten auch Jesus vor, dass er das Haus von Zöllnern betrat – ihnen zufolge waren es Sünder –, um mit ihnen, mit den Sündern, zu essen, denn die Reinheit des Gesetzes gestattete es nicht (vgl. *Mt* 9,10-11). Und er wusch sich nicht die Hände vor der Mahlzeit (vgl. *Mt* 15, 2,20)… Immer jene Vorhaltung, die Spaltung schafft: Das ist der wichtige Punkt, den ich hervorheben möchte.

Es gibt Ideen, Positionen, die Spaltung schaffen – so dass die Spaltung sogar wichtiger ist als die Einheit. Meine Idee ist wichtiger als der Heilige Geist, der uns leitet. Ein verdienstvoller Kardinal hier im Vatikan, ein guter Hirte, sagte zu seinen Gläubigen: »Die Kirche ist wie ein Fluss, weißt du? Einige sind mehr auf dieser Seite, einige auf der anderen Seite, aber wichtig ist, dass wir alle im Fluss sind.« Das ist die Einheit der Kirche. Keiner draußen, alle drinnen. Dann mit den Besonderheiten: Das spaltet nicht, das ist keine Ideologie, das ist gestattet. Aber warum hat die Kirche diese Weite, wie ein Fluss? Weil der Herr es so will.

Der Herr sagt uns im Evangelium: »Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind; auch sie muss ich führen und sie werden auf meine Stimme hören; dann wird es nur eine Herde geben und einen Hirten« (*Joh* 10,16). Der Herr sagt: »Ich habe überall Schafe, und ich bin der Hirt aller.« Dieses »alle« ist bei Jesus sehr wichtig. Denken wir an das Gleichnis vom Hochzeitsmahl (vgl. *Mt* 22,1-10), als die eingeladenen Gäste nicht hingehen wollten: Einer, weil er einen Acker gekauft hatte, einer hatte geheiratet… jeder hatte seinen Grund, um nicht hinzugehen. Und der König wurde zornig und hat gesagt: »Geht also an die Kreuzungen der Straßen und ladet alle, die ihr trefft, zur Hochzeit ein!« (V. 9). Alle. Große und Kleine, Reiche und Arme, Gute und Böse. Alle. Dieses »alle« ist ein wenig die Auffassung vom Herrn, der für alle gekommen und für alle gestorben ist. » Ist er denn auch für jenen Bösewicht gestorben, der mir das Leben schwer gemacht hat?« Er ist auch für ihn gestorben. »Und für jenen Räuber?« Er ist für ihn gestorben. Für alle. Und auch für die Menschen, die nicht an ihn glauben oder die anderen Religionen angehören: Für alle ist er gestorben. Das bedeutet nicht, dass man Proselytismus betreiben soll: nein. Aber er ist für alle gestorben, er hat alle gerechtfertigt.

Hier in Rom gab es eine Dame, eine gute Frau, eine Professorin, Frau Professor [Maria Grazia] Mara. Wenn sie in Schwierigkeiten war, wegen vieler Dinge, und es gab viele Parteien, sagte sie: »Christus ist für alle gestorben: Gehen wir voran!« Jene konstruktive Fähigkeit. Wir haben nur einen Erlöser, eine Einheit: Christus ist für alle gestorben. Die Versuchung dagegen… auch Paulus hat sie erlitten: »Ich halte zu Paulus, ich halte zu Apollos, ich halte zu diesem, ich halte zu jenem…« (vgl. *1 Kor* 3,1-9). Und denken wir an uns, vor 50 Jahren, an die Zeit nach dem Konzil: die Spaltungen, die die Kirche erlitten hat. »Ich stehe auf dieser Seite, ich denke so, du so…« Ja, es ist gestattet, so zu denken, aber in der Einheit der Kirche, unter dem Hirten Jesus.

Zwei Dinge. Der Vorwurf, den die Apostel an Petrus richteten, weil er im Haus der Heiden eingekehrt war, und Jesus, der sagt: »Ich bin der Hirt aller.« Ich bin der Hirt aller. Und dass er sagt: »Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind; auch sie muss ich führen und sie werden auf meine Stimme hören; dann wird es nur eine Herde geben« (*Joh* 10,16). Es ist das Gebet für die Einheit aller Menschen, denn alle Männer und Frauen, alle haben wir den einen Hirten: Jesus.

Der Herr befreie uns von jener inneren Haltung der Spaltung, zu spalten. Und er möge uns helfen, Jesus so zu sehen, diese große Sache Jesu, dass wir in ihm alle Brüder und Schwestern sind und er der Hirte aller ist. »Alle, alle!«: Dieses Wort möge uns durch den heutigen Tag begleiten.

Statue des guten Hirten (4. Jh.), Vatikanische Museen.

Predigten von Papst Franziskus in Santa Marta

Am Dienstag, 5. Mai

Hinderliche Haltungen

Papst Franziskus rief zu Beginn der Frühmesse am Dienstag, 5. Mai, zum Gebet für die Opfer des Corona-Virus auf:

Wir wollen heute für die Toten beten, die der Pandemie zum Opfer gefallen sind. Sie sind gestorben ohne eine Liebkosung von Seiten ihrer Angehörigen, viele hatten nicht einmal eine Beerdigungsfeier. Möge der Herr sie in seine Herrlichkeit aufnehmen.

In seiner Predigt warnte der Papst vor Haltungen, die uns daran hindern, durch die Tür einzutreten, die Jesus ist, und Schafe seiner Herde zu werden. Er sagte:

Jesus war im Tempel, es war kurz vor dem Tempelweihfest (vgl. *Joh* 10,22-30). Bei der Gelegenheit »umringten ihn die Juden und fragten ihn: Wie lange noch willst du uns hinhalten? Wenn du der Messias bist, sag es uns offen!« (V. 24). Bei diesen Leuten hätte man die Geduld verlieren können, aber Jesus antwortet ihnen ganz milde, »mit sehr viel Sanftmut: ›Ich habe es euch gesagt, aber ihr glaubt nicht!‹« (V. 25). Sie fragten aber immer weiter: »Aber bist du es nun? Bist du es?« – »Ich habe es euch gesagt, ihr aber glaubt nicht!« »Ihr aber glaubt nicht, weil ihr nicht zu meinen Schafen gehört« (V. 26). Und das lässt vielleicht einen Zweifel in uns aufkommen: Ich glaube und gehöre zu den Schafen Jesu. Aber wenn Jesus zu uns sagen würde: »Ihr könnt nicht glauben, weil ihr nicht dazugehört…« Gibt es einen Glauben, der der Begegnung mit Jesus schon vorausgeht? Was ist dieses »Dazugehören« zum Glauben Jesu? Was ist es, das mich vor der Tür, die Jesus ist, stehenbleiben lässt?

Es gibt innere Haltungen, die uns in der Erkenntnis des Herrn nicht weiterbringen: Reichtum, Trägheit, Starrheit, Klerikalismus, Weltlichkeit … Es fehlt die Freiheit, und ohne die Freiheit kann man Jesus nicht nachfolgen.

Tweet von Papst Franziskus

Es gibt innere Einstellungen, die wir bereits vor dem Bekenntnis zu Jesus hatten. Auch wir, die wir zur Herde Jesu gehören. Es handelt sich dabei um so etwas wie »vorherige Antipathien«, die uns daran hindern, den Herrn besser kennenzulernen. An allererster Stelle wäre da der Reichtum zu nennen. Das trifft auch auf viele von uns zu, die wir durch die Tür des Herrn eingetreten sind, dann aber stehenbleiben und nicht weitergehen, weil wir im Reichtum gefangen sind. Der Herr war im Hinblick auf den Reichtum hart. Er war sehr hart, sehr hart. Das ging so weit, dass er sagte, es sei leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher in das Reich Gottes eingehe (*Mt* 19,24). Das ist hart. Die Reichtümer hindern uns voranzukommen. Aber müssen wir deshalb in den Pauperismus verfallen? Nein. Aber keine Sklaven des Reichtums sein, nicht für den Reichtum leben, denn der Reichtum ist ein Herr, er ist der Herr dieser Welt und wir können nicht zwei Herren dienen (vgl. *Lk* 16,13). Und der Reichtum lässt uns stehenbleiben.

Ein Zweites, das uns daran hindert, in der Vertrautheit mit Jesus, in unserer Zugehörigkeit zu ihm voranzukommen, ist die Rigidität: die Rigidität des Herzens. Und auch die Rigidität bei der Interpretation des Gesetzes. Jesus tadelt die Pharisäer, die Gesetzeslehrer wegen dieser Rigidität (vgl. *Mt* 23,1-36). Das ist keine Treue: Die Treue ist immer eine Gabe Gottes; die Rigidität hingegen ist eine Sicherheit für mich selbst. Ich erinnere mich, wie ich einmal im Pfarrhaus war und eine Frau – eine gute Frau – zu mir kam: »Vater, ich würde Sie gerne etwas fragen, Sie um einen Rat bitten…« – »Lassen Sie hören.« – »Am Samstag vor einer Woche, nicht gestern, sondern am Samstag davor, sind wir mit der Familie bei einer Hochzeit gewesen: mit einer Messe. Es war Samstagnachmittag, und wir haben es so verstanden, gedacht, dass wir mit dieser Messe das Sonntagsgebot erfüllt hätten. Dann habe ich aber, als ich wieder daheim war, gedacht, dass die Lesungen dieser Messe nicht denen vom Sonntag entsprachen. Und so ist mir aufgegangen, dass ich im Stand der Todsünde war, weil ich am Sonntag nicht gegangen bin, weil ich ja am Samstag gegangen bin, aber in eine Messe, die nicht die richtige war, weil die Lesungen nicht die richtigen waren…« Diese Rigidität… Und diese Frau gehörte einer kirchlichen Bewegung an… Rigidität. Das entfernt uns von der Weisheit Jesu, von der Schönheit Jesu. Sie raubt dir die Freiheit. Und viele Hirten lassen diese Rigidität in den Seelen der Gläubigen zunehmen, und diese Rigidität hindert uns daran, durch die Tür Jesu einzutreten (vgl. *Joh* 10,7). Ist es wichtiger, das Gesetz zu befolgen, wie es geschrieben steht oder wie ich es interpretiere, oder ist nicht vielmehr die Freiheit wichtig, auf den Spuren Jesu weiterzugehen?

Etwas anderes, das uns daran hindert, in unserer Vertrautheit mit Jesus voranzukommen, ist die Trägheit. Diese Müdigkeit… Denken wir an diesen Mann am Teich: Er war 38 Jahre lang dort (vgl. *Joh* 5,1-9). Die Trägheit. Sie beraubt uns der Willenskraft, weiterzugehen und alles wird zu einem »Ja, aber… Nein, nicht jetzt, nein, aber…«, das dich lau werden lässt und dich lauwarm macht. Die Trägheit ist noch etwas, das dich daran hindert voranzukommen.

Eine weitere Sache, die sehr schlimm ist, ist die klerikalistische Einstellung. Der Klerikalismus tritt an die Stelle von Jesus. Er sagt: »Nein, das muss so, so und so sein…« – »Aber der Meister…« – »Lass mal den Meister beiseite: das ist so, so und so, und wenn du nicht dies, das und jenes tust, dann kannst du nicht eintreten.« Ein Klerikalismus, der den Glauben der Gläubigen seiner Freiheit beraubt. Das ist eine schlimme Krankheit in der Kirche, die klerikalistische Einstellung.

Und dann gibt es noch etwas, das uns daran hindert, voranzugehen, einzutreten, um Jesus kennenzulernen und Jesus zu bekennen, und zwar den Geist der Weltlichkeit. Wenn der Glaubensgehorsam, die Glaubenspraxis sich verweltlichen und alles weltlich ist. Denken wir etwa an die Feier einiger Sakramente in einigen Gemeinden: Wie viel Weltlichkeit gibt es da doch! Und man ist sich der Gnade der Gegenwart Christi nicht bewusst.

Das sind die Dinge, die uns davon abhalten, zu den Schafen Jesu zu gehören. Wir sind »Schafe«, die all dem [folgen]: den Reichtümern, der Trägheit, der Rigidität, der Weltlichkeit, dem Klerikalismus, den Methoden, Ideologien, Lebensweisen. Es fehlt die Freiheit. Und ohne Freiheit kann man Jesus nicht nachfolgen. »Aber manchmal geht die Freiheit zu weit und man rutscht aus«: Ja, das stimmt. Das ist wahr. Wir können ins Rutschen kommen, wenn wir in Freiheit vorangehen. Schlimmer ist aber, auszurutschen, bevor man überhaupt angefangen hat zu gehen, aufgrund all dieser Dinge, die uns daran hindern loszugehen.

Möge der Herr uns erleuchten, so dass wir in unser Inneres schauen können, ob dort die Freiheit ist, durch die Tür einzutreten, die Jesus ist, und weiterzugehen, um Herde zu werden, um Schafe seiner Herde zu werden.

Den Spuren Jesu folgen und Schafe seiner Herde werden… Dazu ist Freiheit notwendig, unterstrich Papst Franziskus.

Gedenken an die Opfer

Rom/Lima. Ein Zeichen des Erzbischofs von Lima zum Gedenken an die Tausende von Opfer der Corona-Pandemie in Peru sorgt über das südamerikanische Land hinaus für Aufmerksamkeit. Vor dem Gottesdienst zum Froneichnamsfest in der vergangenen Woche ließ Erzbischof Carlos Castillo Mattasoglio Fotos von mehr als 5.000 Menschen, die an den Folgen einer Covid-19-Erkrankung gestorben waren, an Sitzbänken, Säulen und Wänden der Kathedrale von Lima anbringen, berichtete der vatikanische Pressedienst Fides am 16. Juni. Castillo musste die heilige Messe wegen der Anti-Corona-Schutzbestimmungen ohne Anwesenheit von weiteren Gläubigen vor Ort feiern. In der Gottesdienstübertragung via TV und Onlineportale waren die zuvor von den Angehörigen der Verstorbenen zur Verfügung gestellten Fotos aber unübersehbar. Er sei positiv und zutiefst überrascht von der Reaktion der Menschen, erklärte der Erzbischof nach dem gemeinsamen Gedenken. Die Erzdiözese Lima veröffentlichte auf ihrem Twitter-Account zahlreiche Bilder des Gottesdienstes. Man habe gemeinsam für die Toten gebetet und ihre Erinnerung geehrt. »Wir wollen für die Spuren danken, die sie in unserem Leben hinterlassen haben«, so die Erzdiözese. In Südamerika ist Peru mit mehr als 225.000 Coronavirus-Infizierten nach Brasilien der am stärksten von der Pandemie betroffene Staat.

Hilfe der Kirche zur Linderung der Covid-Folgen

Wien. Das internationale Hilfswerk »Kirche in Not« hat mehr als 3.500 katholische Priester und Ordensangehörige in der Ukraine mit Corona-Schutzausrüstung ausgestattet. Mit den gelieferten Schutzmasken, Handschuhen, Desinfektionsmitteln usw. könnten sich die Seelsorger angemessen schützen und eine weitere Ausbreitung des Coronavirus verhindern, teilte das Hilfswerk am 10. Juni in Wien mit. Das Sonderhilfspaket unterstütze den engagierten seelsorglichen Dienst von griechisch-katholischen und römisch-katholischen Geistlichen.

Priester besuchten auch in der Pandemie kranke und ältere Menschen, führten Beichtgespräche, spendeten die Krankensalbung und hielten Beerdigungen, so »Kirche in Not«. Durch die Aufrechterhaltung dieses pastoralen Notdiensts zählten die Geistlichen »zur zweithöchsten Risikogruppe nach Ärzten und Pflegepersonal«. Nach Angaben des Hilfswerks wurden bisher in der Ukraine sieben Priester positiv auf das Coronavirus getestet. Einer starb im Alter von 55 Jahren an den Folgen einer Covid-19-Erkrankung. »In diesen schwierigen Zeiten müssen wir uns noch stärker um unsere Gläubigen kümmern«, so Pater Mikolay Leskiv aus Tscherwonohrad.

Gleichzeitig gelte es, für die Sicherheit der Menschen in der Kirche zu sorgen. »Ungeachtet der hohen Preise, die sich seit Beginn der Pandemie mehr als verzehnfacht haben, habe ich deshalb Desinfektionsmittel gekauft. Eine Flasche steht am Eingang der Kirche für die Gläubigen zur Verfügung. Eine weitere ist für den Priester bestimmt, der die heilige Kommunion austeilt.« Er habe auch Schutzmasken für Gläubige besorgt, die nicht über die dafür notwendigen Mittel verfügten, schilderte Leskiv: »Aber unsere Geldmittel sind begrenzt.«

Das »Kirche in Not«-Hilfspaket zur Linderung der Covid-Folgen in der Ukraine umfasst auch Unterstützung für den Lebensunterhalt von 150 Ordensfrauen aus 24 Ordensgemeinschaften in der Diözese Kamjanez-Podilskyj. Wegen der wirtschaftlichen Auswirkungen und der Corona-Beschränkungen kann die Diözese trotz der von den Ordensfrauen in Pfarren, Waisenhäusern und Krankenhäusern geleisteten außerordentlichen Arbeit für ihren Lebensunterhalt kaum aufkommen. (Infos und Spenden: www.kircheinnot.at)

****

Rom. Der Päpstliche Ritterorden vom Heiligen Grab zu Jerusalem hat einen Corona-Hilfsfonds für das Heilige Land eingerichtet. Es sei dringend erforderlich, den dort lebenden christlichen Familien zu helfen, sagte Kardinal Fernando Filoni, der Großmeister des Ordens, Mitte Mai in Rom. Zudem wolle man die 38 Schulen des Lateinischen Patriarchats unterstützen, die es in Palästina und Jordanien gebe. Zu Hilfe kommen wolle man auch all jenen, die wegen des daniederliegenden Pilgertourismus ihre Arbeitsstelle verloren hätten, so der Kardinal. Die Mittel des neuen Fonds kämen zu den 650.000 US-Dollar hinzu, die der Orden bereits zu Jahresbeginn gespendet habe. Dieser Betrag habe sich angesichts des Ausmaßes der Krise als unzureichend erwiesen, hieß es. Der Ritterorden vom Heiligen Grab zu Jerusalem ist ein päpstlicher Laienorden mit Sitz im Vatikan. Hauptaufgabe ist die Unterstützung der Christen im Heiligen Land durch die Förderung von Sozial- und Bildungsprojekten.

Generalaudienz des Papstes am 10. Juni aus der Bibliothek des Apostolischen Palastes

Mit Gott ringen

Liebe Brüder und Schwestern,
guten Tag!

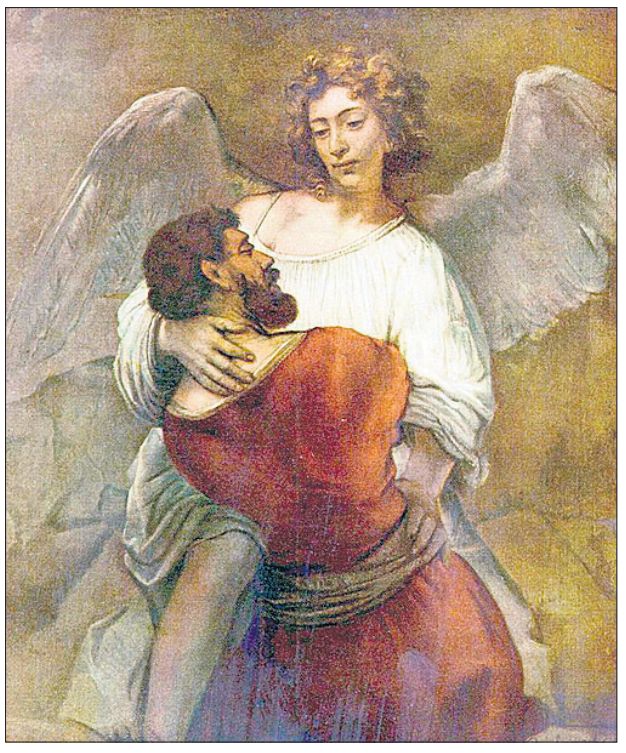
Wir setzen unsere Katechese zum Thema des Gebets fort. Das *Buch Genesis* erzählt uns durch das Leben von Männern und Frauen ferner Zeiten Geschichten, in denen wir unser Leben widerspiegeln können. Im Zyklus der Erzväter finden wir auch die Geschichte eines Mannes, der die gerissene Schlauheit zu seinem wichtigsten Talent gemacht hatte: Jakob. Die biblische Erzählung berichtet uns von der schwierigen Beziehung Jakobs zu seinem Bruder Esau. Von Kindheit an herrscht zwischen ihnen Rivalität, und sie wird danach nie überwunden werden. Jakob ist der Zweitgeborene – sie waren Zwillinge –, aber durch eine Täuschung kann er sich von seinem Vater Isaak den Erstgeburtssegen erschleichen (vgl. *Gen* 25,19-34). Es ist nur die erste einer langen Reihe hinterlistiger Taten, zu denen dieser rücksichtslose Mann in der Lage ist. Auch der Name »Jakob« verweist auf einen Menschen, der mit gerissener Schlauheit vorgeht.

Gezwungen, vor seinem Bruder in die Ferne zu fliehen, scheint ihm im Leben alles zu gelingen. Er ist geschickt im Geschäftemachen: Er bereichert sich sehr und wird Eigentümer einer enormen Herde. Mit Beharrlichkeit und Geduld gelingt es ihm, die schönste der Töchter des Laban zu heiraten, in die er wirklich verliebt war. Jakob – so würden wir es im modernen Sprachgebrauch sagen – ist ein »Selfmademan«: Mit Verstand, mit gerissener Schlauheit kann er alles erobern, was er wünscht. Aber es fehlt ihm etwas. Ihm fehlt die lebendige Beziehung zu seinen Wurzeln.

Und eines Tages spürt er den Ruf seines Zuhauses, seiner alten Heimat, wo Esau noch lebte: der Bruder, zu dem er immer ein sehr schlechtes Verhältnis gehabt hatte. Jakob bricht auf und unternimmt eine lange Reise mit einer Karawane aus zahlreichen Menschen und Tieren, bis er zur letzten Etappe gelangt, dem Fluss Jabbok. Hier präsentiert uns das *Buch Genesis* einen denkwürdigen Abschnitt (vgl. 32,23-33). Es wird berichtet, dass der Erzvater, nachdem er alle seine Leute und sein ganzes Vieh – von dem er viel besaß – den Fluss hat überqueren lassen, allein am fremden Ufer zurückbleibt. Und er überlegt: Was würde ihn am nächsten Tag erwarten? Welche Haltung würde sein Bruder Esau einnehmen, dem er das Erstgeburtsrecht geraubt hatte? Die Gedanken wirbeln in Jakobs Kopf herum… Und als die Dunkelheit hereinbricht, ergreift ihn plötzlich ein Unbekannter und beginnt mit ihm zu ringen. Der *Katechismus* erläutert: »Die geistliche Überlieferung der Kirche hat darin ein Sinnbild des Gebetes gesehen, insofern dieses ein Glaubenskampf und ein Sieg der Beharrlichkeit ist« (*KKK*, 2573).

Jakob kämpfte die ganze Nacht, ohne jemals seinen Gegner aus dem Griff zu lassen. Am Ende wird er besiegt, als sein Rivale ihn am Hüftgelenk trifft. Und von diesem Augenblick an wird er sein ganzes Leben lang hinken. Jener geheimnisvolle Ringer fragt den Erzvater nach seinem Namen und sagt zu ihm: »Nicht mehr Jakob wird man dich nennen, sondern Israel – Gottesstreiter –; denn mit Gott und Menschen hast du gestritten und gesiegt« (V. 29). Es ist als würde er sagen: Du wirst nie der Mann sein, der so umherwandelt, aber aufrecht. Er ändert seinen Namen, er ändert sein Leben, er ändert seine Haltung: Du wirst Israel genannt werden. Da bittet auch Jakob den anderen: »Nenne mir deinen Namen.« Dieser offenbart ihm ihn nicht, aber dafür segnet er ihn. Und Jakob versteht, dass er Gott »von Angesicht zu Angesicht« begegnet ist (vgl. V. 30-31).

»Und dieser Jakob ist es, der von Gott den Segen empfängt, mit dem er hinkend in das Gelobte Land einzieht: verletzlich und verwundet, aber mit einem neuen Herzen…«



Jakob ringt mit dem Engel, Rembrandt, Öl auf Leinwand, um 1659, Gemäldegalerie Berlin.

Mit Gott ringen: eine Metapher für das Gebet. Andere Male hatte Jakob gezeigt, dass er fähig war, mit Gott zu sprechen, ihn als freundliche und nahe Gegenwart zu spüren. Aber aus jener Nacht, aus einem Kampf, der sich lange hinzieht und der ihn fast unterliegen lässt, geht der Erzvater verändert hervor. Sein Name ist verändert, seine Lebensweise ist verändert, und seine Persönlichkeit ist verändert: Er geht verändert daraus hervor. Auf einmal ist er nicht mehr Herr der Lage – seine Schlauheit nützt ihm nichts –, ist er nicht mehr der berechnende Stratege. Gott führt ihn zu seiner Wirklichkeit als Sterblicher zurück, der zittert und Angst hat, denn Jakob hatte im Kampf Angst. Auf einmal hat Jakob Gott nichts anderes anzubieten als seine Schwäche und seine Ohnmacht, auch seine Sünden. Und dieser Jakob ist es, der von Gott den Segen empfängt, mit dem er hinkend in das Gelobte Land einzieht: verletzlich und verwundet, aber mit einem neuen Herzen. Einmal habe ich gehört, wie ein alter Mann – ein guter Mann, ein guter Christ, aber ein Sünder, der großes Vertrauen in Gott hatte – sagte: »Gott wird mir helfen; er wird mich nicht allein lassen. Ich werde in das Paradies eintreten – hinkend zwar, aber ich werde eintreten.« Vorher war Jakob selbstsicher gewesen, er hatte auf die eigene Schlauheit vertraut. Er war ein Mensch, der undurchlässig war für die Gnade, resistent gegen die Barmherzigkeit; er wusste nicht, was Barmherzigkeit ist. »Hier bin ich, hier befehle ich!« Er meinte, dass er keine Barmherzigkeit brauche. Aber Gott hat gerettet, was verloren war. Er hat ihn verstehen lassen, dass er Grenzen hatte, dass er ein Sünder war, dass er Barmherzigkeit brauchte, und hat ihn gerettet.

Wir alle haben eine Begegnung mit Gott in der Nacht, in der Nacht unseres Lebens, in den vielen Nächten unseres Lebens: dunkle Zeiten, Zeiten der Sünde, Zeiten der Orientierungslosigkeit. Dort gibt es eine Begegnung mit Gott, immer. Er wird uns in dem Augenblick überraschen, in dem wir es nicht erwarten, in dem wir wirklich allein sind. In derselben Nacht werden wir, wenn wir mit dem Unbekannten ringen, uns bewusst werden, dass wir nur arme – ich erlaube mir zu sagen »elende« – Menschen sind. Aber gerade dann, in dem Augenblick, in dem wir uns »elend« fühlen, brauchen wir uns nicht zu fürchten: Denn in jenem Augenblick wird Gott uns einen neuen Namen geben, der den Sinn unseres ganzen Lebens enthält. Er wird unser Herz verändern und uns den Segen spenden, der dem vorbehalten ist, der sich von ihm hat verändern lassen. Das ist eine schöne Einladung, uns von Gott verändern zu lassen. Er weiß, wie er es tun kann, denn er kennt einen jeden von uns. »Herr, du kennst mich«, kann jeder von uns zu ihm sagen. »Herr, du kennst mich. Verändere mich.«

Nach der Katechese sowie Grüßen in verschiedenen Sprachen erhob der Papst einen Appell zum Welttag gegen Kinderarbeit am 12. Juni:

Am kommenden Freitag, dem 12. Juni, begehen wir den Welttag gegen Kinderarbeit. Sie ist ein Phänomen, das Jungen und Mädchen ihrer Kindheit beraubt und ihre ganzheitliche Entwicklung gefährdet. In der gegenwärtigen gesundheitlichen Notlage sind in verschiedenen Ländern viele Kinder und Jugendliche zu Arbeiten gezwungen, die ihrem Alter nicht angemessen sind, um ihre Familien, die in äußerster Armut leben, zu unterstützen. In nicht wenigen Fällen handelt es sich um Formen der Sklaverei und der Gefangenschaft, mit dem physischen und psychischen Leiden, das daraus folgt. Wir alle sind dafür verantwortlich.

Ich appelliere an die Institutionen, dass sie alle Anstrengungen unternehmen, die Minderjährigen zu schützen und die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lücken zu schließen, die die Grundlage der verzerrten Dynamik darstellen, in die sie leider eingebunden sind. Die Kinder sind die Zukunft der Menschheitsfamilie: Wir alle haben die Aufgabe, ihr Wachstum, ihre Gesundheit und ihren inneren Frieden zu fördern!

(Orig. ital. in O.R. 12.6.2020)

Erinnerungen an den heiligen Papst Johannes Paul II.

Sein Leben war beständiges Gebet

Von Angelo Gugel, Kammerdiener

Angelo Gugel: ein treuer Begleiter an der Seite des Papstes.

Ich habe wirklich sehr viele Erinnerungen an den heiligen Johannes Paul II. Sollte ich sie mit einem Wort zusammenfassen, würde ich sagen: »große Aufmerksamkeit für die Familie«. Seit meinen ersten Tagen im Dienst des Privatsekretariats des Heiligen Vaters habe ich mich aufgenommen gefühlt wie in eine Familie. Mir zitterten die Knie, als ich nach dem Tod von Johannes Paul I. in das Päpstliche Appartement gerufen wurde, doch die vertrauensvolle Atmosphäre, die der Papst schuf, aber auch Msgr. Stanislaw und die Schwestern, bewirkte sofort, dass ich mich »zu Hause« fühlte. Und in dieser Atmosphäre vergingen die 27 Jahre des Pontifikats, sehr aktive Jahre, voller Begegnungen und Reisen.

In diese familiäre Atmosphäre bezog Johannes Paul II. auch meine eigene Familie ein, die er im Lauf der Jahre wachsen sah und mit Zuneigung begleitete, indem er häufig fragte, wie es den einzelnen Mitgliedern ging. Besonders seine mit dem Gebet verbundene Nähe in zwei leidvollen Momenten habe ich nicht vergessen. Zum einen die letzte und schwierige Schwangerschaft meiner Frau, bei der sowohl ihr eigenes als auch das Leben des Kindes auf dem Spiel standen. Einmal hat er mir gesagt, dass er die heilige Messe für einen guten Ausgang dieser Schwangerschaft gefeiert habe. Zum anderen der schwere Verkehrsunfall, nach dem mein Sohn im Koma lag, aus dem er aber ohne Folgeschäden erwachte.

Was mich beim heiligen Johannes Paul II. am meisten beeindruckt hat, das waren die Einfachheit und Tiefe seines vom beständigen Gebet genährten Glaubens. Auf jeder ersten Seite seiner handgeschriebenen Predigten stand ein Wort der vertrauenden Hingabe an die Gottesmutter, am häufigsten »Totus tuus«, ein klares Zeugnis seiner besonderen Verehrung der Jungfrau Maria. Ich erinnere mich, dass er an den wenigen Ferientagen in Cadore oder im Aostatal auf der Fahrt zu den für den Spaziergang vorgesehenen Zielen im Kleinbus oft das Lektionar mitnahm und die Lesungen der heiligen Messe, die er bereits zelebriert hatte, für seine tägliche Meditation nutzte. Auch in den Bergen war der Angelus ein feststehender Termin. Wo auch immer man sich zur Mittagszeit befand, versammelten sich alle zum Gebet. Für mich und meine Familie war es eine außerordentliche Gnade, ein unvorstellbares Geschenk der Vorsehung, dass ich dem heiligen Johannes Paul II. bei meinem Dienst so nahe sein durfte. Ich habe mich in all den Jahren bemüht, die mir anvertrauten Aufgaben bestmöglich zu erfüllen, da mir bewusst war, was es bedeutet, unmittelbar im Dienst des Heiligen Vaters zu stehen. Die Wahrung der Vertraulichkeit hinsichtlich meiner Arbeit sogar gegenüber meiner Familie war normal. Wenn wir mit dem Papst in privater Form in die Berge fuhren, dann erfuhr das auch meine Familie erst aus der Zeitung.

Die kleinen Opfer, die die Arbeit erforderte, wurden von der großen Zuneigung des Heiligen Vaters zu uns aufgewogen, nicht nur dadurch, dass er an uns dachte und für uns betete, sondern auch während der Begegnungen, in denen er mit jedem einzelnen von uns umging wie ein Großvater mit seinen Enkeln. (Ich entschuldige mich für den Vergleich.)

Er war ein Mann des Gebets. Das Leben des Heiligen Vaters war beständiges Gebet. In der Privatkapelle verweilte er mehrmals täglich in kniender Haltung vor dem Tabernakel. Dabei betete er auch für die Anliegen, die sein Privatsekretariat erreichten und die wir ihm auf seinen Betschemel legten. Wer weiß, wie viele Gnaden durch seine Fürsprache möglich geworden sind. Er war ein tiefgläubiger Mensch, der dem Herrn jede Sorge hinsichtlich seines Dienstes als Hirte der Weltkirche anvertraute, in der Gewissheit, dass der Herr es ihm nicht an seiner Hilfe fehlen lassen würde.

Ich habe auch viel Leid aus der Nähe gesehen. Ich erinnere mich an jeden einzelnen Augenblick des Attentats vom 13. Mai 1981: an die Schusswunde, dann an den Papst, wie er im Eingangsbereich des Gebäudes des Vatikanischen Gesundheitsdienstes auf den Boden gebettet wurde, bis hin zur langen Fahrt in die Gemelli-Klinik, mit Höchstgeschwindigkeit. Das waren Tage großen Bangens. In diesen und anderen Momenten großen körperlichen Leidens klagte der Heilige Vater niemals, vielmehr nahm er alles bedingungslos an und gab so Zeugnis von seiner vollkommenen Hingabe an den Willen Gottes.

Audienz für eine Delegation aus der Lombardei

Zeugnisse großherziger und selbstloser Liebe

Ansprache von Papst Franziskus am 20. Juni

In seiner Ansprache mahnte der Papst, die richtigen Lehren aus der Krise zu ziehen. Regionalpräsident Attilio Fontana lud Franziskus zu einem Besuch in die Lombardei ein, »um den Familien der Opfer und den vielen Kranken, die gelitten haben, Trost zu spenden«. Ein Besuch des Papstes wäre »für uns alle ein Licht gegen die Dunkelheit, die uns in diesen Monaten eingehüllt hat«, so der Politiker. Von den 20 Regionen Italiens zahlte die Lombardei nach amtlichen Daten den höchsten Zoll an Erkrankten und Todesopfern in der Pandemie. Mehr als 16.000 Menschen starben dort, fast die Hälfte der mehr als 34.000 Corona-Toten in Italien.

Liebe Brüder und Schwestern,
herzlich willkommen!

Ich danke dem Präsidenten der Region Lombardei für seine Worte. Von Herzen begrüße ich den Erzbischof von Mailand und die Bischöfe von Bergamo, Brescia, Cremona, Crema und Lodi sowie die weiteren hier anwesenden Verantwortungsträger. Ich grüße die Ärzte und Ärztinnen, Pfleger und Krankenschwestern, das gesamte Pflegepersonal und den Zivilschutz sowie die Gebirgsjäger. Mein Gruß gilt ebenso den Priestern und Gottgeweihten. Sie sind als Repräsentanten der Lombardei hierher gekommen, aus einer der am stärksten von der Covid-19-Epidemie betroffenen Regionen – neben Piemont, Emilia Romagna und Venetien, insbesondere aus Vo' Euganeo, vertreten durch den Bischof von Padua. Heute möchte ich im Geiste auch diese Regionen umarmen. Und ich grüße die Gruppe aus dem römischen »Spallanzani«-Krankenhaus mit seiner Spezialabteilung, die viel zur Bekämpfung des Virus beigetragen hat.

Im Lauf dieser mühevollen Monate haben die verschiedenen Teile der italienischen Gesellschaft sich bemüht, den Gesundheitsnotstand mit Großherzigkeit und Engagement zu bewältigen. Ich denke an die nationalen und regionalen Institutionen, an die Gemeinden; ich denke an die Diözesen, Pfarrgemeinden und Ordensgemeinschaften; an die vielen Vereinigungen ehrenamtlicher Helfer. Mehr denn je haben wir lebhafte Dankbarkeit für die Ärzte, Krankenschwestern und -pfleger sowie das gesamte Gesundheitspersonal empfunden, die in einem mühevollen und zuweilen heroischen Dienst an vorderster Front standen. Sie waren sichtbare Zeichen einer Menschlichkeit, die das Herz erwärmt. Viele von ihnen haben sich angesteckt und einige sind leider in Ausübung ihres Berufes gestorben. Wir gedenken ihrer im Gebet und mit großer Dankbarkeit.

Im Strudel einer Epidemie mit schockierenden und unerwarteten Auswirkungen war die zuverlässige und großzügige Anwesenheit des medizinischen und paramedizinischen Personals der sichere Bezugspunkt, vor allem für die Kranken, aber in ganz besonderer Weise auch für die Familienangehörigen, die in diesem Fall nicht die Möglichkeit hatten, ihre Angehörigen zu besuchen. Und so haben sie in Ihnen, den Pflegekräften, gleichsam weitere Familienangehörige gefunden, die in der Lage waren, mit der professionellen Kompetenz jene Aufmerksamkeiten zu verbinden, die konkreter Ausdruck der Liebe sind. Die Patienten haben häufig gespürt, dass »Engel« an ihrer Seite waren, die ihnen geholfen haben, gesund zu werden, und die sie zugleich getröstet, unterstützt und zuweilen auch bis zur endgültigen Begegnung mit dem Herrn begleitet haben. Die Pflegekräfte haben, unterstützt von der Fürsorge der Krankenhausseelsorger, die Nähe Gottes zu den Leidenden bezeugt, sie waren stille Baumeister einer Kultur der Nähe und der Zärtlichkeit. Kultur der Nähe und der Zärtlichkeit. Und Sie waren deren Zeugen auch in den kleinen Dingen: den Liebkosungen … und auch über das Mobiltelefon, indem sie jenen sterbenden alten Menschen mit dem Sohn, mit der Tochter verbunden haben, um sich zu verabschieden, um sie ein letztes Mal zu sehen… Kleine Gesten der Kreativität der Liebe. Das hat uns allen gut getan. Zeugnis der Nähe und der Zärtlichkeit.

Liebe Ärzte und Pfleger, die Welt hat sehen können, wie viel Gutes Sie in einer Situation großer Prüfung getan haben. Auch in der Erschöpfung haben Sie sich mit Professionalität und Opferbereitschaft weiter eingesetzt. Wie viele medizinische und paramedizinische Mitarbeiter, Pfleger und Krankenschwestern, konnten nicht nach Hause gehen und schliefen dort, wo sie konnten, da im Krankenhaus keine Betten zur Verfügung standen! Und das weckt Hoffnung. Sie [*der Papst wendet sich an den Präsidenten der Region*] haben von der Hoffnung gesprochen. Und das weckt Hoffnung. Sie waren eine der tragenden Säulen des ganzen Landes. Ihnen, die Sie hier anwesend sind, und Ihren Kollegen in ganz Italien, gelten meine Wertschätzung und mein aufrichtiger Dank, und ich weiß, dass ich damit den Empfindungen aller Ausdruck verleihe.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, auf dieser ganzen positiven Energie aufzubauen, die eingesetzt wurde. Sie darf nicht vergessen werden! Sie ist ein Reichtum, der im Drama des Notstands zum Teil sicherlich »nicht rückzahlbar« war. Aber der Großteil kann und muss Frucht bringen für die Gegenwart und die Zukunft der Gesellschaft der Lombardei und Italiens. Die Pandemie hat das Leben der Menschen und die Geschichte der Gemeinschaften tief gezeichnet. Um das Leiden der Kranken und der vielen Verstorbenen zu ehren, vor allem der alten Menschen, deren Lebenserfahrung nicht vergessen werden darf, muss die Zukunft aufgebaut werden: Das verlangt den Einsatz, die Kraft und Hingabe aller. Es geht darum, neu anzufangen, ausgehend von den zahllosen Zeugnissen großherziger und selbstloser Liebe, die in den Gewissen und im Gefüge der Gesellschaft eine unauslöschliche Spur hinterlassen haben, da sie uns gelehrt haben, wie sehr Nähe, Fürsorge, Opfer notwendig sind, um die Geschwisterlichkeit und das gesellschaftliche Zusammenleben zu fördern. Und mit dem Blick auf die Zukunft kommen mir jene Worte von Fra Felice im Lazarett in den Sinn, die wir bei Manzoni finden [*Die Verlobten*, Kap. 36]: Mit wie viel Realismus blickt er auf die Tragödie, blickt er auf den Tod, aber er blickt in die Zukunft und geht weiter.

Auf diese Weise können wir geistlich und moralisch gestärkt aus dieser Krise hervorgehen; und das hängt vom Gewissen und von der Verantwortung jedes einzelnen von uns ab. Aber nicht allein, sondern gemeinsam und mit der Gnade Gottes. Als Glaubende sind wir aufgerufen zu bezeugen, dass Gott uns nicht im Stich lässt, sondern dass er in Christus auch dieser Wirklichkeit und unseren Grenzen einen Sinn gibt; dass wir mit seiner Hilfe die härtesten Prüfungen überstehen können. Gott hat uns für die Gemeinschaft geschaffen, für die Geschwisterlichkeit, und jetzt hat sich mehr denn je der Anspruch als Illusion erwiesen, alles auf sich selbst auszurichten – das ist illusorisch –, den Individualismus zum Leitprinzip der Gesellschaft zu machen. Aber seien wir vorsichtig, denn sobald der Notstand überwunden ist, ist es leicht, in diese Illusion zurückzufallen, hineinzurutschen. Leicht und schnell vergessen wir, dass wir die anderen brauchen, dass wir jemanden brauchen, der für uns sorgt, der uns Mut macht. Zu vergessen, dass wir alle einen Vater brauchen, der uns die Hand reicht. Zu ihm zu beten, ihn anzurufen, das ist keine Illusion. Eine Illusion ist es zu meinen, dass man ihn nicht braucht! Das Gebet ist die Seele der Hoffnung.

In diesen Monaten konnten die Menschen nicht vor Ort an den Gottesdiensten teilnehmen, aber sie haben nicht aufgehört, sich als Gemeinschaft zu fühlen. Sie haben allein oder in der Familie gebetet, auch über die sozialen Kommunikationsmittel geistig vereint und mit der Erkenntnis, dass die Umarmung des Herrn über die Grenzen des Raumes hinausging. Der pastorale Eifer und die kreative Sorge der Priester haben den Menschen geholfen, den Weg des Glaubens fortzusetzen und angesichts von Schmerz und Angst nicht allein zu bleiben. Diese priesterliche Kreativität war stärker als einige wenige »jugendliche« Äußerungen gegen die Maßnahmen der Behörden, die die Pflicht haben, die Gesundheit der Bevölkerung zu schützen. Der größte Teil war gehorsam und kreativ. Ich habe den Geist des Apostolats vieler Priester bewundert, die mit dem Telefon unterwegs waren, die an die Türen klopften, an den Häusern klingelten: »Brauchen Sie etwas? Ich gehe für Sie einkaufen…« Tausend Dinge. Die Nähe, die Kreativität, ohne sich zu schämen. Die Priester, die im fürsorglichen, täglichen Teilen an der Seite ihres Volkes geblieben sind: Sie waren ein Zeichen der tröstenden Gegenwart des Herrn. Sie waren Väter, keine Heranwachsenden. Leider sind nicht wenige von ihnen gestorben, wie auch Ärzte und Pflegepersonal. Und auch unter Ihnen sind einige Priester, die krank waren und Gott sei Dank gesund geworden sind. Durch euch danke ich dem gesamten italienischen Klerus, der Mut und Liebe zu den Menschen bewiesen hat.

Mehr denn je haben wir lebhafte Dankbarkeit für die Ärzte, Krankenschwestern und -pfleger sowie das gesamte Gesundheitspersonal empfunden, die in einem mühevollen und zuweilen heroischen Dienst an vorderster Front standen. Sie waren sichtbare Zeichen einer Menschlichkeit, die das Herz erwärmt. Viele von ihnen haben sich angesteckt und einige sind leider in Ausübung ihres Berufes gestorben. Wir gedenken ihrer im Gebet und mit großer Dankbarkeit.

Liebe Brüder und Schwestern, einem jeden von Ihnen und allen, die Sie vertreten, möchte ich erneut meine hohe Wertschätzung für das zum Ausdruck bringen, was Sie in dieser mühevollen und komplexen Situation geleistet haben. Die Jungfrau Maria, die in Ihrer Region in zahlreichen Wallfahrtsorten und Kirchen verehrt wird, begleite und stütze Sie stets mit ihrem mütterlichen Schutz. Und vergessen Sie nicht, dass Sie mit Ihrer Arbeit – der Arbeit von Ihnen allen, den Ärzten, den Sanitätern, freiwilligen Helfern, Priestern, Ordensleuten, Laien, die Sie dies getan haben – ein Wunder begonnen haben. Habt Glauben und wie jener Schneider, ein geborener Theologe, gesagt hat: »Ich habe noch nicht erlebt, dass Gott ein Wunder nicht zu einem guten Ende geführt hat« [Manzoni, *Die Verlobten*, Kap. 24]. Möge er dieses Wunder, das Sie begonnen haben, zu einem guten Ende führen! Meinerseits werde ich weiterhin für Sie und Ihre Gemeinschaften beten und erteile Ihnen voll Zuneigung einen besonderen Apostolischen Segen. Und bitte vergessen Sie nicht, für mich zu beten, ich brauche es. Danke. [*Segen*]

Jetzt, die Abschiedsliturgie. Aber wir müssen die Verfügungen befolgen: Ich werde Sie nicht hierher kommen lassen, ich werde kommen und Sie im Vorbeigehen höflich verabschieden, wie man das tun soll, wie die Behörden es uns gesagt haben. Und so verabschieden wir uns als Brüder und beten füreinander. Zuerst machen wir das gemeinsame Foto und dann komme ich, um mich zu verabschieden.

(Orig. ital. in O.R. 21.6.2020)

85 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen Kuba und dem Heiligen Stuhl

Das gegenseitige Vertrauen wachsen lassen

Von Jorge Queseda Concepción,
Botschafter von Kuba beim Heiligen Stuhl

Die Apostolische Nuntiatur von Havanna, die seit 1953 ihren Sitz im Stadtviertel Miramar hat, ist ein Symbol für die seit 85 Jahren ohne Unterbrechung bestehenden diplomatischen Beziehungen zwischen Kuba und dem Heiligen Stuhl.

Am 7. Juni 1935 richtete der damalige Interimspräsident der Republik Kuba, Carlos Mendieta, mit dem Gesetzesdekret Nr. 208 eine Gesandtschaft des karibischen Landes beim Heiligen Stuhl ein und akkreditierte einen außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister.

Bereits 1898 hatte Papst Leo XIII. Msgr. Placide-Louis Chapelle zu seinem ersten Apostolischen Delegaten auf der Insel ernannt. Erst am 2. September 1935 unterzeichnete der damalige Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., das Dokument zur Errichtung einer Apostolischen Nuntiatur in Kuba. Dies war der Wunsch von Papst Pius XI., eine Antwort auf die Geste Kubas vom 7. Juni desselben Jahres.

Zum ersten Apostolischen Nuntius in Kuba wurde Erzbischof Giorgio Giuseppe Caruana ernannt, der bereits seit 1925 als Apostolischer Delegat auf den Antillen und in Mexiko auch für kubanische Fragen zuständig war. Er überreichte am 6. Dezember 1935 sein Beglaubigungsschreiben.

Bis 1936 wurde Kuba beim Heiligen Stuhl durch seinen Diplomaten in Paris vertreten, akkreditiert am 10. Oktober, dem nationalen Gedenktag für den Beginn der Unabhängigkeitskämpfe. Einige Historiker sehen die Entscheidung der kubanischen Regierung, diplomatische Beziehungen zum Heiligen Stuhl aufzunehmen, im Einklang mit der damaligen politischen Situation im Land, in der das Nationalgefühl gestärkt werden sollte, ausgehend von einer »formalen« Zurücknahme des Platt Amendment, eines Zusatzes der kubanischen Verfassung, der dem Land 1902 von den Vereinigten Staaten aufgezwungen worden war.

Das Gebäude der Apostolischen Nuntiatur in der kubanischen Hauptstadt Havanna.

Die Geschichte der Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und Kuba umfasst eine ganze Reihe positiver Ereignisse und Beispiele der Zusammenarbeit. Protagonisten auf beiden Seiten zeichneten sich durch ihren Einsatz aus, eine ethische und verantwortliche Diplomatie zu entwickeln, die es erlaubte, das gegenseitige Vertrauen wachsen zu lassen, obwohl es auch Momente gab, in denen die jeweiligen Sichtweisen zu einigen Aspekten nicht übereinstimmten.

Dabei ist an Erzbischof Cesare Zacchi zu erinnern, der den politischen Prozess in Kuba zu deuten und die Aufrechterhaltung der Beziehungen zwischen dem kubanischen Staat und der katholischen Kirche zu fördern wusste. Unter diesem Blickwinkel war er dem historischen Revolutionsführer Fidel Castro in persönlicher Freundschaft verbunden. Auf kubanischer Seite hat sich Luis Amado Blanco um die beiderseitigen Beziehungen verdient gemacht. Der aus Asturien stammende Journalist und Schriftsteller war über ein Jahrzehnt Botschafter Kubas und auch Dekan des beim Heiligen Stuhl akkreditierten Diplomatischen Korps.

Bedeutsam für die Geschichte dieser diplomatischen Beziehungen waren die Apostolischen Reisen dreier Päpste: der heilige Johannes Paul II. besuchte das Land im Januar 1998, Benedikt XVI. im März 2012 und Franziskus im September 2015. Neben Brasilien ist Kuba das einzige lateinamerikanische Land, das von allen drei letzten Päpsten besucht worden ist. Jedes Mal brachten sowohl die Vertreter des Staates als auch das kubanische Volk ihre Dankbarkeit und Achtung gegenüber den höchsten Vertretern der katholischen Kirche zum Ausdruck. Diese wiederum hatten die Möglichkeit, das Volk besser kennenzulernen: ein einfaches, aber zugleich gebildetes und von der eigenen Identität überzeugtes Volk. Wichtig waren dann auch die offiziellen Besuche der kubanischen Präsidenten: Fidel Castro reiste 1996 in den Vatikan und Raúl Castro 2015, wo sie von Papst Johannes Paul II. beziehungsweise Franziskus empfangen wurden.

Darüber hinaus führte der erste Vizepräsident des Staatsrats von Kuba, Miguel Díaz-Canel Bermúdez, die Delegation an, die 2013 der Amtseinführung von Papst Franziskus beiwohnte. Die bei jedem dieser Besuche abgehaltenen Treffen haben das positive Klima der zwischen Kuba und dem Heiligen Stuhl bestehenden Beziehungen bestätigt.

Die Entscheidung von Papst Franziskus, im Februar 2016 in Havanna mit Patriarch Kyrill von Moskau und ganz Russland zusammenzutreffen – bei der Begegnung wurde eine wegweisende gemeinsame Erklärung unterzeichnet –, hatte große Bedeutung für Kuba durch die Anerkennung, die der Papst einer Insel entgegenbrachte, die seinen Worten zufolge die »Hauptstadt der Einheit« werden würde. Bei jener Gelegenheit traf Franziskus erneut mit dem damaligen kubanischen Präsidenten Raúl Castro zusammen.

Die diplomatischen Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und Kuba haben sich im Lauf der Jahre bewährt und alle Hindernisse überwinden können, die sich ihrer Entwicklung entgegenstellten. In diesen 85 Jahren haben sich nach und nach Beziehungen entwickelt, die zwar nicht frei sind von unvorhergesehenen Ereignissen, gegenwärtig aber von gegenseitiger Achtung und Anerkennung sowie dem beiderseitigen Wunsch geprägt sind, sie weiterzuentwickeln.

(Orig. ital. in O.R. 17.6.2020)

Einen begeisterten Empfang bereitete die Bevölkerung Kubas Papst Franziskus bei seiner Apostolischen Reise im September 2015. Wichtige Anliegen seines Besuchs waren der Einsatz für mehr Religionsfreiheit sowie für eine weitere Annäherung der einstigen Erzfeinde Vereinigte Staaten und Kuba.

Promulgierung von Dekreten

Vatikanstadt. *Papst Franziskus hat am 19. Juni den Präfekten der Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse, Kardinal Angelo Becciu, in Audienz empfangen. Bei der Audienz hat der Papst die Kongregation autorisiert, folgende Dekrete zu promulgieren.*

Sie betreffen:

– *ein Wunder* auf Fürsprache des Ehrwürdigen Dieners Gottes **Mamerto Esquiú**, Franziskaner, Bischof von Córdoba (Argentinien); geboren am 11. Mai 1826 in San Josè de Piedra Blanca (Argentinien); gestorben am 10. Januar 1883 in La Posta de El Suncho (Argentinien);

Auf dem Weg zur Seligsprechung: Die italienische Ordensfrau Maria Laura Mainetti wurde im Jahr 2000 im Alter von 60 Jahren von drei jungen Frauen bei einem satanistischen Ritual mit 19 Messerstichen getötet.

– *ein Wunder* auf Fürsprache des Ehrwürdigen Dieners Gottes **Franziskus Maria vom Kreuze** (mit bürgerlichem Namen: Johann Baptist Jordan), Priester, Gründer der Gesellschaft des Göttlichen Heilandes (Salvatorianer) und der Kongregation der Schwestern vom Göttlichen Heiland (Salvatorianerinnen); geboren am 16. Juni 1848 in Gurtweil (Deutschland); gestorben am 8. September 1918 in Tafers (Schweiz);

– *ein Wunder* auf Fürsprache des Ehrwürdigen Dieners Gottes José **Gregorio Hernández Cisneros**, Laie; geboren am 26. Oktober 1864 in Isnotú (Venezuela); gestorben am 29. Juni 1919 in Caracas (Venezuela);

– *das Martyrium* der Dienerin Gottes **Maria Laura Mainetti** (mit bürgerlichem Namen: Teresina Elsa), Professschwester der Kongregation der Töchter des Kreuzes, Schwestern des heiligen Andreas; geboren in Colico (Italien) am 20. August 1939; ermordet aus Glaubenshass in Chiavenna (Italien) am 6. Juni 2000;

– *den heroischen Tugendgrad* der Dienerin Gottes **Gloria María de Jesús Elizondo García** (mit bürgerlichem Namen: Esperanza), Generaloberin der Kongregation der »Misioneras Catequistas de los Pobres«; geboren am 26. August 1908 in Durango (Mexiko); gestorben in Monterrey (Mexiko) am 8. Dezember 1966.

Pater Franziskus Jordan vor Seligsprechung

Vatikanstadt/Wien. Der deutsche Ordensgründer P. Franziskus Jordan (1848-1918) steht kurz vor der Seligsprechung. Wie der Vatikan mitteilte, erkannte Papst Franziskus ein Wunder an, das der Fürsprache des Geistlichen zugeschrieben wird. Damit kann der Gründer des Salvatorianerordens, dem heute weltweit rund 2.000 Frauen und Männer in 40 Ländern angehören, demnächst seliggesprochen werden, wobei Datum und Ort dafür erst bekanntgegeben werden.

Der entsprechende Seligsprechungsprozess war bereits 1942 eingeleitet worden, zog sich aber wegen Unklarheiten immer wieder in die Länge. Zur Anerkennung als Wunder gereichte nun ein Ereignis im brasilianischen Jundiai. Ein dort lebendes junges Paar aus der Laien-Vereinigung der Salvatorianer wurde 2014 von mehreren Fachärzten darüber informiert, dass ihr noch ungeborenes Kind an Skelettdysplasie, einer unheilbaren Knochenerkrankung, leide. Nachdem die Eltern zu P. Jordan für ihr Kind beteten, kam es an dessen Todestag (8. September) gesund zur Welt.

Johann Baptist Jordan, der später den Ordensnamen Franziskus Maria vom Kreuze annahm, stammte aus Gurtweil im Schwarzwald, das zur Erzdiözese Freiburg gehört. Nach seiner Priesterweihe am 21. Juli 1878 wurde er nach Rom geschickt, wo er den größten Teil seines Lebens verbrachte. 1881 gründete er die Gesellschaft des Göttlichen Heilandes (Salvatorianer) mit dem Ziel, das soziale Leben vom Glauben her zu erneuern. Sieben Jahre später folgte die Gründung

des weiblichen Zweigs, der Kongregation der Schwestern vom Göttlichen Heiland (Salvatorianerinnen). Er organisierte auch Gruppen von Laien, um sie für die Verkündigung der Kirche auszubilden. Er starb am 8. September 1918 in Tafers in der Schweiz.

Das Aufgabengebiet der Salvatorianer ist weit und reicht von Schulen, Pfarren, Erziehung, der Leitung von Exerzitien oder dem Einsatz in Spitälern und in der Mission bis hin zur Seelsorge für Familien, Militär und Künstler. Die Zusammenarbeit mit Laien wird großgeschrieben.